germ.
/34.

P. o. germ.
1811 w (34 Pichler



## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.**

20094.

<36607042450011

<36607042450011

Bayer. Staatsbibliothek

# Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Vier und dreyßigster Band.

Wien, 1824.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

# Die
# Belagerung Wiens.

Von
Caroline Pichler,
gebornen
von
Greiner.

Dritter Theil.

Wien, 1824.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Die Belagerung Wiens.

---

## Dritter Theil.

Bayerische Staatsbibliothek München

Es war ein trüber Morgen nach einem furchtbaren Gewitter, das in den Hochgebirgen zwischen Salzburg und Österreich die Nacht durch getobt hatte, und dessen Reste jetzt noch in Nebeln und schwerem Gewölk auf den Stirnen der Berge lasteten. Dunkel lagen weit ausgegossen die Fluthen des Wolfgangsees zwischen den ernsten Felsenmassen, die ihn von allen Seiten umkränzen. Nebelstreifen hatten sich schichtenweise auf die Berge hingelagert. Nur wenige Gipfel streckten sich aus dem umhüllenden Schleyer hervor, die meisten waren dicht umwölkt, und ließen eine Fortsetzung des bösen Wetters mit Regen oder wohl gar mit Schnee fürchten; denn obgleich der Augustmonath erst angefangen hatte, so ist es in jenen Gegenden nichts seltnes, nach Gewittern oder langem Regen, wenn die Luft sich sehr abkühlt, Schnee die Gipfel der Berge bedecken zu sehn.

Bayerische Staatsbibliothek

Da glitt ein einsamer Nachen über die kaum beruhigten Fluthen des Sees hin, in welchem nebst den Knechten, die ihn ruderten, und einem Bedienten sich zwey Reisende befanden. Es war ein ältlicher Mann von langer hagerer Gestalt, in einen Reisemantel dicht eingeschlagen. Ein schiffartig gestülpter Hut, der schwarze Kragen, der am Halse sichtbar war, und seine ganze Haltung ließen auf den geistlichen Stand des Mannes schließen. Um so befremdender schien seine Begleitung. Es war ein wohlgebildetes Frauenzimmer, das vielleicht nicht über zwanzig Jahre zählte. Ihr zierlicher Reiseanzug hatte von den Unbilden der Witterung gelitten, ihre edlen Züge waren mit auffallender Bläße bedeckt, die hellblauen Augen trugen Spuren von frischen Thränen, die ganze Gestalt den Ausdruck tiefer Traurigkeit, und alles schien anzudeuten, daß die Lage, in der sie sich in diesem Augenblick befand, etwas Außerordentliches, von einem besonders harten Schicksal Aufgezwungenes sey. Zuweilen erhob sie das schöne Gesicht und blickte mit trübem Ausdruck auf die himmelhohen Felsenmassen hin, deren ernste Formen ihr so düster und unerbittlich erschienen, wie ihr Schicksal; dann hob ein Seufzer die

schwerbeladne Brust, und ihr Auge wandte sich ab von jenen starren Gestalten, und senkte sich auf den See, dessen schwarze Wogen den Kahn schaukelten, sich rauschend bey jedem Schlage des Ruders theilten, und die dunkle Tiefe, von leichtem weissen Schaum umsäumt, zeigten. Was mochte unter diesen verhüllten Regionen sich bergen! Wie mancher Körper eines Unglücklichen, den die Wuth der Elemente oder eigne Unbesonnenheit in das nasse Grab gebettet, moderte vielleicht da unten, und ließ seinen Freunden nicht einmahl den Trost, seiner irdischen Hülle die letzte Treue zu erweisen! So fand ihr trauerndes Gemüth in jedem Gegenstande einen neuen Anlaß zu düstern Betrachtungen, und einen treuen Spiegel der eignen Stimmung; sie schwieg gern, und war froh, daß auch ihr Begleiter selten sprach.

An der Seite des Sees, an der sie fuhren, stieg eine lange starre Felsenwand beynahe scheitelrecht zum Himmel empor, und both nur an wenigen Stellen ein grünes Plätzchen am Ufer, oder ein umbüschtes Vorland dem müden Auge zur Erquickung dar.

Das ist der Falkenstein, sagte einer der Knechte, indem er sich gegen den Geistlichen wandte,

und mit dem erhobenen Ruder auf die Felsenmauer wies: — und da oben wohnt der heilige Wolfgang.

Mein Sohn! antwortete der Geistliche: Das wird schwerlich also seyn. Es sind Jahrhunderte vergangen, seit der heilige Mann hier lebte. Einst hat er freylich hier gewohnt, als er noch unter den Menschen wandelte.

Wer war dieser Mann? fragte das Frauenzimmer.

Ein Glaubensprediger, gnädige Frau, und ein Apostel der Heiden in diesen Gegenden! erwiederte der Geistliche: Seinen Bemühungen und denen seines Gefährten Colomannus verdanken diese Länder größtentheils die Segnungen des Christenthums und einer anfangenden Cultur. Diese frommen Männer kamen hierher, führten eine strenge Lebensweise, verbreiteten durch Wort, Beyspiel und Taufe die trostreiche Lehre von der Erlösung und Vergebung der Sünden, und brachten viel tausend Unglücklichen menschliche Sitten im Leben, und Beruhigung im Tode.

Ein schöner Beruf! erwiederte die Frau: Lohnender und beglückender, als die blutige Bahn des Heldzn, oder die zweifelhafte des Staats-

mannes, der in die verhüllte Urne der Zukunft greift, und nicht weiß, ob er durch seine Entwürfe, Fluch oder Segen für sich und sein Volk daraus zieht! Sie seufzte bey diesen Worten tief auf.

Darum ist es billig, erwiederte der Geistliche, daß der Mensch, der Wurm von gestern, sich nicht vermesse, solche Plane zu entwerfen, sondern demüthig entweder auf dem Posten, wohin ihn die Vorsehung gestellt, das Gute zu wirken trachte, das er erreichen kann, oder warte, bis ihr deutlicher Fingerzeig ihm seine weitern Schritte vorzeichne.

Und wenn er diesen Fingerzeig erkannt zu haben glaubt? antwortete die Frau: Wenn er sich berufen fühlt —

Gnädige Frau! fiel der Geistliche ihr ein: Dem Allmächtigen kann es nicht an Zeichen fehlen, seinen Willen glaubhaft vor den Gemüthern der Sterblichen kund werden zu lassen; nur muß der Mensch einfach und fromm genug seyn, um sie zu erkennen und anzunehmen.

Und welches wären diese Zeichen? fragte die Frau zweifelnd.

Zuerst, daß sie nie einer heiligen Pflicht widerstreben, dann, daß sie unsern innern Frieden

nie stören, und wenn sie Streit in uns erregen, dieser nicht mit unsern Tugenden, sondern immer mit unsern alten Fehlern und Leidenschaften geführt werden muß.

Die Frau senkte den Blick und schwieg. Nach einer Pause sagte sie: Es würde viel Großes und Edles in der Welt unterblieben seyn, wenn man stets dieser Richtschnur hätte folgen wollen.

Großes? Das ist möglich! entgegnete der Geistliche: Aber das Große, was in der Welt geschehen, ist nicht immer das Edle und Gute gewesen. Gott erlaubte, daß es geschehe, wie er dem Gewitter dieser Nacht zu toben erlaubte. Seine Weisheit wußte auch aus diesen Stürmen Gutes zu ziehen, und sich des Stolzes und der Leidenschaften der Menschen zu ihrer Strafe und Besserung, und zum allgemeinen Wohl zu bedienen.

Indem er dieß sagte, waren sie an einer Erdspitze vorbey gefahren, auf welcher ein einzelnes Felsenstück sich ziemlich hoch in die Luft erhob, und auf dessen Gipfel ein prächtiger Eichbaum zerrissen, halb verbrannt, mit weit verstreuten Ästen da lag.

Die Reisenden betrachteten das düstere Schau-

spiel. Das hat der Donner in der letzten Nacht gethan, sagte der eine Schiffer: Es war ein schöner Baum! Schade darum!

Das ist sein Bild! sagte die Frau, indem sie finster die gestürzte Eiche betrachtete: So mitten in seinem stolzesten Wuchse, in seiner Blüthe, in seiner Pracht, vom Blitz niedergeschmettert, ohne Hoffnung, sich je wieder zu erheben! Ein entsetzliches Schicksal! Sie verhüllte das Gesicht und weinte.

Es ist Gottes Hand, die ihn geschlagen! erwiederte der Geistliche: Wir müssen glauben, daß es wohlgethan sey und anbethen.

Ja bethen, bethen, und nicht ablassen, sagte der Schiffer, der von dem Gespräche nur einzelne Worte verstand: Das ist recht. Was thäten wir armen Leute denn, wenn uns der See die Felder zerreißt, oder der Schnee im Winter die Häuser eindrückt, oder der Gießbach die Erde vom Acker wegschwemmt? Wir müssen bethen, und der heilige Wolfgang erhört uns auch.

Ach selig, wer so glauben kann! rief die Frau.

Gewiß, antwortete der Geistliche: Das ist der Frieden, den Gott gibt.

Ihr glaubt nicht, fuhr der Bauer fort, daß der heilige Wolfgang da oben wohnt? Und er

ist doch dort, er antwortet uns ja, wenn wir ihn fragen.

Er antwortet euch? fragte der Geistliche verwundert: Irrt ihr euch nicht, mein Sohn?

Wie sollten wir? sagte der zweyte Schiffer: Wir befragen ihn ja so oft, und er gibt deutlich Antwort. Aber man muß mit Glauben und Vertrauen fragen.

Das versteht sich, sagte der Geistliche: Und wie antwortet er denn?

Das könnt ihr gleich hören. Was wollt ihr ihn fragen?

Ich habe nichts zu fragen, versetzte der Geistliche, und halte es für unerlaubt, Gott zu versuchen.

Der Heilige antwortet? rief die Frau, die durch das Gespräch aufmerksam gemacht worden war: Man kann sein Schicksal erfahren?

Ich weiß nicht, was ihr meint, antwortete der Schiffer: Aber uns sagt der Heilige deutlich Ja oder Nein, wenn wir ihn fragen.

Das möcht' ich hören, rief die Frau lebhaft: Er soll mir sagen, ob das, was ich denke, geschehen wird oder nicht. Wenn er ein Heiliger ist, wenn er vor Gott steht, so muß er's wissen.

Gnädige Frau! fiel der Geistliche ermahnend

ein: Wo denkt ihr hin! Schämt euch des kindischen Vorwitzes!

O der Unglückliche darf vorwitzig seyn! rief sie: Wenn unser ganzes Erdenglück an einer einzigen Frage hängt, wenn die nächste Stunde, über unsere ganze Zukunft entscheidet — o wann ist Vorwitz erlaubt, wenn es da nicht ist! Fragt, fragt: ihr guten Leute, rief sie den Schiffern zu, ob das, was ich wünsche, um was ich bethe, geschehen wird oder nicht!

Gut! sagte der Schiffer: Ihr sollt gleich hören. — Sie hoben die Ruder, der Kahn stand still, das Geräusch des Wassers schwieg. Heiliger Wolfgang! rief er nun mit lauter Stimme: Wird das geschehn, was die Frau da denkt? Sag Ja oder Nein! Eine augenblickliche Stille erfolgte; die Frau horchte ängstlich. Auf einmahl ertönte ein helles Nein von der Spitze des Berges, und ringsum wiederhohlten alle Felsengipfel den grellen Ton. Nein, nein, nein! scholl es von allen Seiten. Die Frau sank entsetzt zusammen. Ihr Urtheil schien gesprochen, sie zitterte, sie erblaßte, und es bedurfte alles ernsten Zuredens des Geistlichen, um ihr begreiflich zu machen, daß dieses Nein gar nichts entscheide, daß es ein Spiel der Natur und die

nothwendige Folge des Rufes des Schiffers sey. *)

Wohl! sagte sie endlich mit bleichen bebenden Lippen: Es soll das Echo seyn, nicht die Stimme des frommen Einsiedlers selbst. Aber welcher Zufall war es denn, der dem Schiffer das Nein zum letzten Worte wählen ließ? Sprach er Ja, so klang auch die Antwort Ja! Aber er sagte das Nein zuletzt, und dieß rief den entsetzlichen Ausspruch hervor.

Der Geistliche hatte Mühe, dieß aufgeregte Gemüth wieder einigermassen zur Ruhe zu sprechen, das von Unglück und Leidenschaften tief erschüttert, ohne wahre religiöse Gesinnung zwischen Unglauben und Aberglauben schwankte. Nach und nach, wie der erste Eindruck jenes gräßlichen Nein verhallt war, sammelte sich ihr Geist wieder, sie hörte dem Geistlichen gefaßter zu, und vermochte es, auf die Gegenstände außer sich zu achten. So erblickte sie nun zu ihrer Rechten am jenseitigen Ufer den ziemlich bedeutenden Ort St. Gilgen, der schon im Salzburgischen Gebieth liegt, und nun erschien, wie die Riesenmassen des Falkensteins sich etwas vom Ufer zurück zogen, das Dorf und die Kirche von St. Wolfgang, die längst durch Sa-

gen und Wunder in der ganzen Gegend bekannt, und der Zielpunct mancher andächtigen Wallfahrt, und mancher frommen Gelübde war.

Der Schiffer zeigte den Reisenden den Ort; er erzählte viel von der Schönheit der Kirche, und den Wundern, welche dort geschehen waren, und wie prächtig jetzt alles für die Ankunft des Kaisers zugerichtet worden war. [a])

Also hier, hier in diesem kleinen, einsamen Gebirgsdorf hat einer der größten Monarchen der Erde seine Zufluchtstelle suchen müssen! sagte die Frau: Ach was ist der Mensch, was ist Macht und Größe vor dem unerbittlichen Ausspruch des Schicksals, das mit allen unsern Hoffnungen und Planen ein grausames Spiel treibt!

Sagt lieber, gnädige Frau, erwiederte der Geistliche — was ist der sterbliche Mensch und seine kurzsichtigen Entwürfe vor dem Auge des Allmächtigen und Allwissenden, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Einem Blicke durchschaut, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag, der alle unsere Begebenheiten nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen lenkt, und Unglück, Flucht und Entbehrung zu unserer wahren Besserung, zur Verherrlichung seines Nahmens dienen zu machen weiß?

Die Frau schüttelte das Haupt. So erscheint es mir nicht, sagte sie: Nein, mir ist die Macht, welche die Weltbegebenheiten lenket, eine blinde unerbittliche Gewalt, und ich habe sie nicht anders empfunden.

Unser Glaube, gnädige Frau, ist der treue Spiegel unsers Gemüths, und wenn wir uns einmahl von dem Weg der Wahrheit entfernt haben, treiben Leidenschaft, Eigennutz und klügelnder Vorwitz ihr Spiel mit uns. Wir glauben freylich nicht mehr, was die Kirche lehrt; aber wir lassen uns durch jene von einem Irrwahn zum andern treiben, und glauben mit jedem Augenblick etwas anders.

Die Frau schwieg tiefsinnig. Der Geistliche fuhr fort: Es ist nicht die Zeit, über so etwas weitläufiger zu sprechen. Die Hand des Herrn liegt schwer auf Euch. Ihr verdient und bedürfet Theilnahme, und es wäre lieblos, euch noch mit den Schrecken eines erwachenden Gewissens zu peinigen. Wenn aber aus den Trübsalen, welche Gott über euch zu verhängen für gut fand, euer Seelenheil gerettet hervorgeht, dann wird sich rechtfertigen, warum die Trübsale da waren.

Während der Geistliche dieß gesprochen, war der Kahn mit den Reisenden so ziemlich in die

Nähe von St. Wolfgang gekommen. Die Frau hob jetzt den Blick, den sie fast immer zur Erde gesenkt hielt, empor. Die Gebäude des Orts, die hohe Kirche standen ganz nahe vor ihr. Ein kleiner Garten, terassenweise in den Felsen gehauen, und zur Nothdurft mit fruchtbarer Erde bedeckt, streckte sich an der Sonnenseite gegen den See herab, und bekleidete das starre Gestein mit Blumen und fruchttragenden Bäumen. Seht, sagte der Geistliche, was Arbeit und ernster Wille vermag! Der harte Fels muß Blumen treiben, aus trockenem Gestein wachsen saftige Früchte. Aber bearbeitet mußte der feste Boden werden, tief verwundet durch Schaufel und Haue, und mit vielen Thränen des Regens und Thaues befeuchtet, bis er diese Fülle von schönen Pflanzen hervorbrachte. Das ist der Nutzen der Trübsale, und der Segen der Schmerzen.

Die Frau schüttelte abermahls das Haupt und schwieg. Ihr Herz war dieser Art von Trost und Beruhigung in seinem allzutiefen Jammer noch nicht fähig, und der Geistliche schwieg nun auch. Nach einer Weile begann sie: Mein Gemüth ist so tief bekümmert, daß, was vor wenigen Stunden, als die Erfüllung meines lebhaf-

testen Wunsches, mein höchstes Verlangen war, mir nun, seit es nahe vor mir steht, ein Quell der Angst und neuen Sorge wird. Wird der Kaiser auch sicher hier seyn? Wird er uns vorlassen? O mein Gott! Ich ertrüge eine abschlägige Antwort nicht.

Wir haben keinen Grund, dieß zu befürchten, gnädige Frau! antwortete der Geistliche: Die Weisungen, welche wir in Linz bekamen, sind zu bestimmt. Se. Majestät haben, weil sie sich in der offnen Stadt und auf dem flachen Lande umher doch nicht ganz sicher vor einem feindlichen Überfall glaubten, diese einsame abgelegene Gegend gewählt, und sich vor ungefähr fünf bis sechs Tagen aus der Hauptstadt der Provinz hierher begeben. Die Sache an sich ist sicher, der Hof war nicht mehr in Linz, als wir ankamen. Jedermann sagte uns dasselbe. Wir haben auf dem Wege hierher, auf welchem wir ihm beynahe Schritt vor Schritt nachfolgten, dieß überall bestätigen gehört, und es bleibt also vernünftiger Weise kein Zweifel, daß wir Se. Majestät hier finden. Auch müßte ich mich sehr irren, wenn ich nicht dort am Ufer ein paar Leiblaquaien in kaiserlicher Livree gehen sähe.

Richtig, es sind Hofbediente. — Er sah noch einmahl schärfer hin, und fand es so.

Gut denn, der Kaiser soll da seyn! antwortete sie: Aber werde ich vorgelassen werden? Wird nicht mein Nahme selbst, der Nahme meines unglücklichen Gemahls, mir des Kaisers Ohr und Herz verschließen?

Der Graf hat den Kaiser schwer beleidigt, antwortete der Geistliche: Er hat nicht allein seinen Monarchen, er hat auch seinen väterlichen Freund an ihm verrathen. Aber Leopold ist eben so gütig, als er gerecht ist. Er wird die in diesem Puncte schuldlose Gattinn von dem verbrecherischen Gemahl zu scheiden wissen, Euch nicht die Schwere seiner kaiserlichen Ungnade fühlen lassen. Und zu dem, wir sind gut empfohlen, das wißt ihr. Der eigenhändige Brief unsers Bothschafters in Paris, meine Schreiben, die ich theils von unsern Ordensobern, theils von der Erzherzoginn Gouvernante aus Brüssel bringe —

Ich weiß, was ich euch danke, antwortete die Gräfinn; denn der Leser wird bereits errathen, daß Niemand anders als Ludmilla und Pater Isidor die beyden Reisenden waren, welche in dem kleinen Nachen über den See kamen, und den Kaiser in seiner verborgenen Zufluchts=

stätte aufsuchten, den sie vergebens deßwegen früher in Linz zu treffen versucht hatten.

Ich weiß, fuhr sie fort, daß ohne die freundschaftliche Güte, mit der ihr mich auch in Paris aufgesucht, und euch meiner angenommen, ich das nicht hätte erreichen können, was mir der jetzige Augenblick gewährt, die Hoffnung, mit dem Kaiser zu sprechen und ihn um die Erlaubniß anzuflehen, meines unglücklichen Gemahls Gefangenschaft theilen zu dürfen.

„Gnädige Frau! Rechnet einem schwachen Menschen nicht an, was er nur unter Gottes sichtbarem Beystand zu vollführen gewürdigt wurde. Es war seine Fügung, welche euer Schicksal und die Richtung meiner Geschäfte schon seit längerer Zeit in eine Art von Verbindung brachte. Glaubt mir! Bereits auf Schloß Clamm waret ihr, die ich damahls nicht persönlich kannte, mir ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, und obgleich entfernt, wußte ich mehr von euch und euerm Lebenswandel, als ihr ahnen konntet.

Doch, doch! rief Ludmilla: Ich fühlte die geheimen Einwirkungen, wenn ich auch nicht wußte, woher sie eigentlich kamen; und, daß

ich es nur aufrichtig gestehe, ich fühlte sie mit innerer Angst und Abscheu.

Hier seht ihr, antwortete Pater Isidor, wieder einen auffallenden Beweis, wie selten der Mensch sich, und was ihm frommt, erkennt, wie er verabscheut, was er segnen sollte, und wieder leidenschaftlich an einem Gegenstand hängt, der ihm zeitliches und ewiges Verderben bringt!

Ludmilla schwieg. Sie dachte an Zriny, den der strenge Mann wohl eigentlich gemeint hatte; aber sie empfand, daß sie trotz jenes Verderbens ihn heiß liebe, und ewig lieben werde.

Als ich aber auf höheren Befehl selbst nach Paris kam, fuhr der Geistliche fort, waret ihr eine der ersten Personen, nach welcher ich mich erkundigte, und es wiesen mich noch andere geheime Nachrichten an euch, und würden mir euer Wohl wichtig gemacht haben, wenn es mir das nicht schon früher gewesen wäre. Aus Pohlen waren geheime Aufträge da —

Aus Pohlen? unterbrach Ludmilla den Geistlichen erstaunt: Kenne ich doch dort Niemand —

So kennt man doch Euch, erwiederte Pater Isidor: Vom Hofe des Königs, durch bedeutende Personen, wurde mir und mehreren An-

dern euer Schicksal empfohlen, und so kam es zuletzt, daß ich mich euch vorstellte.

Gott segne euch dafür, und auch jene unbekannten Wohlthäter, die sich meiner angenommen! rief Ludmilla. — Aber in diesem Augenblicke war auch der Kahn an's Ufer gelangt. Rauschend schlug die Fluth an das Vordertheil desselben, wie der Schiffer mit angestemmtem Ruder das Weitergleiten hemmte. Der Geistliche erhob sich, um den Kahn zu verlassen, während der andere Ruderer an's Land sprang, um denselben fest zu binden. Ludmilla aber, wie jetzt der geräumige Pfarrhof, den man ihr als des Monarchen Wohnung nannte, und somit die Entscheidung ihres Schicksals ganz dicht vor ihr stand, zitterte so, daß ihr Pater Isidor und der Bediente beym Aussteigen behülflich seyn mußten. Sie führten sie den kurzen Weg bis an das Haus. Ihre Bläße, ihr halb zierlicher, halb vom Unwetter dieses Morgens beschädigter Anzug, selbst ihre Schönheit und Jugend machten an diesem einsamen Orte Aufsehen. Die wenigen Personen, welche ihnen begegneten, sahen ihr verwundert nach. Am Pfarrhof blieb sie mit ihrem Diener zurück, während der Geistliche, sich bey dem Thürsteher meldend, die Weisung

erhielt, einige Augenblicke zu verziehen, bis man dem Kammerherrn sein Gesuch berichten könne.

Da es vermuthlich lange dauern durfte, bis Pater Isidor sich den Weg zur Person des Monarchen selbst eröffnen konnte, rieth er Ludmillen, indeß an einem anständigern Orte, als hier unter dem Thorwege, seiner zu warten. Eben ertönte die Glocke zur Messe. Geht indessen in die Kirche, gnädige Frau! sagte der Geistliche: Sucht dort Fassung und Ergebung im Gebethe, wenn ihr könnt! Er aber wandte sich, um dem Thürsteher zu folgen, der ihn in die innern Gemächer rief. Ludmilla ließ sich den Weg nach der Kirche zeigen, und trat nun mit mehreren Menschen zugleich in das hohe, kühn aufstrebende Gewölbe.

Sie ging langsam bis zum Hochaltar hinauf. Die ganze Decke der Kirche war durch die gothischen Spitzbogen, die sich in luftiger Höhe wie eben so viele Zweige eines Waldes in einander schlangen, in regelmäßige Felder getheilt, die mit sehr zierlichen Gemählden, heiligen Geschichten in Gold und lebhaften Farben dargestellt, ausgefüllt waren, und dem Ganzen ein prächtiges und zugleich heiteres Ansehen gaben.

Den Hochaltar, auf welchem das Meßopfer mit geziemendem Anstand gehalten wurde, zierte ein treffliches Denkmahl alter deutscher Mahlerkunst, ein Gemählde, das auf dem Hauptblatt und zwey auf beyden Seiten bemahlten Flügelthüren die Legende des heiligen Wolfgang, auf kindlich fromme Art mit den Personen der heiligen Geschichte vermengt, vorstellte. Die Pracht dieses Gotteshauses, die feyerliche Andacht machten einigen Eindruck auf Ludmillen, welche zwar solcher Rührungen seit langem entwöhnt, aber doch nicht im Stande war, alle früher eingepflanzten Vorstellungen ganz aus ihrer Seele zu verdrängen. Auch zogen eben mit lautem Singen und Gebeth Pilgrime bey dem untern Thor herein, die Gelübde und Andacht an den Schrein des heiligen Einsiedlers und Heidenapostels führten. Ihr frommer Gesang, das inbrünstige Gebeth, das Vertrauen, mit welchem Ludmilla diese einfachen Landleute sich an der kleinen Felscapelle niederknieen sah, welche jetzt linker Hand von der großen Kirche umschlossen steht, und einst die Zelle des gottgeweihten Mannes war, erregten in ihr den flüchtigen Wunsch, daß doch auch *sie* so einfach glauben, so mit Vertrauen Abhülfe ihres unendli-

chen Jammers an heiliger Stätte möchte erwarten können!

Sie folgte dem Zug der Pilger, sie näherte sich der Felscapelle, ein kleiner, düsterer Raum, von einer engen Öffnung, die zum Fenster diente, dürftig erhellt, rauher Fels, von keiner Bequemlichkeit, ja nicht einmahl von der ersten Nothwendigkeit des Lebens zeugend. Und hier hatte der Einsiedler aus freyer Wahl gelebt, weil er sich Gott weihen, weil er Gutes stiften, weil er seinen Nebenmenschen die Segnungen des Christenthums bringen wollte! Ein Landmann, den seine Jahre und sein Aussehen ehrwürdig machten, stand ihr zunächst. Er hatte schon eine Weile die vornehme Frau in ihrem fremden Anzug betrachtet. Der Ausdruck von Leiden in dem schönen Gesicht mochte ihn angezogen haben, und er sie ebenfalls für eine Unglückliche halten, welche hier am Altare des Heiligen Hülfe oder Tröstung sucht. Er redete sie an, sie wandte sich mit ihren Fragen an ihn, und ließ sich von dem Alten die ganze Legende des heiligen Wolfgangs erzählen, wie fromm er gelebt, wie hart er sich casteyet, wie er sich oft auf jenen Felsblock, der mit einem Geländer umgeben der Capelle zur Seite stand, gewor-

fen, um das widerspenstige Fleisch zu ertödten, wie der böse Feind, um diese fromme Absicht zu stören, dem Stein seine natürliche Härte genommen, und ihn so weich gemacht habe, daß er unter den Eindrücken der Kniee und Arme des Heiligen nachgegeben, und man noch die Spuren an dem Blocke erblicke, wie sich der Heilige geweigert, das Bisthum von Salzburg anzunehmen, als man es ihm auftragen wollen, und sich lang hier in den Schluchten der Berge verborgen gehalten habe, und welche Wunder er bis zu seinem Martertod gewirkt. [3])

Die Gräfinn Zriny, welche in Paris ganz anders von solchen Dingen hatte denken gelernt, hörte Jenem aufmerksam, aber ungläubig zu; dennoch konnte sie sich nicht erwehren, den festen Glauben des Landmannes zu beneiden, und fromme Regungen, die ersten seit langer Zeit, bewegten sich in ihrer Brust. Sie sank mit den Pilgern auf das Steinpflaster nieder, schickte ein heißes Gebeth zum Himmel empor, und flehte um Rettung, oder um die Möglichkeit, sich in Demuth und Glauben zu unterwerfen.

Beruhigter erhob sie sich endlich, und kehrte in den Bethstuhl, den sie verlassen, zurück. Bald darauf zeigte sich Pater Isidor in der Kir=

che, und es schien ihm angenehm, Ludmillen in sehr anständiger Sammlung bethend zu finden. Als die Feyer der heiligen Messe vorüber war, näherte er sich ihr, und sagte ihr ins Ohr: Wir können kommen, Se. Majestät ist vorbereitet, und erlaubt euch, vor ihm zu erscheinen. Diese Worte in diesem Augenblick machten einen heftigen Eindruck auf Ludmillen. Ein Theil, wenn auch ein kleiner, ihres großen heißen Wunsches war schon gewährt, und die ängstlich bezweifelte Erlaubniß erhalten. Sie erhob sich zitternd. Wollte der Himmel sich ihrer erbarmen? Hatte ihr banges Rufen wirklich an die unerbittlichen Rathschlüsse der Vorsehung gerührt? Durfte sie hoffen? Sie folgte wortlos ihrem Führer. Jetzt galt es. Sie sollte dem von ihrem Gemahl aufs tiefste beleidigten Fürsten vor die Augen treten, und von dem mit Recht Erzürnten eine neue Vergünstigung erbitten. Das stand wie ein ungeheures Unternehmen, wie etwas ganz Unausführbares vor ihr. Ach, dachte sie innerlich: Wer, wie diese Landleute, den Heiligen anflehen, und von ihm Stärke und Muth erbethen zu dürfen glauben könnte!

Ihre Kniee trugen sie kaum auf dem kurzen Weg von der Kirche bis in den Pfarrhof. Pa-

ter Isidor mußte sie unterstützen. Er sprach ihr Muth ein, er schilderte ihr Leopold als einen überaus gütigen und milden Herrn, als einen Vater seiner Untergebnen, und ließ sie aus der bewilligten Audienz auf eine wenigstens nicht ungnädige Aufnahme schließen.

Man empfing sie und ihren Begleiter mit Achtung, und führte sie die Treppe hinauf über den düstern gepflasterten Gang, der vor den Zimmern hinab lief, und auf welchem mehrere dunkle hohe Thüren zu den verschiedenen Gemächern führten. Das war also für diesen Augenblick die Wohnung des Ersten Monarchen der Christenheit! Und dazu hatten großentheils die verbrecherischen Anschläge ihres Mannes und seiner Verwandten den ihr so gütig geschilderten Fürsten gebracht! Und sie, sie, die entlaufene Unterthaninn, die Gemahlinn des schwer Verschuldeten, sollte vor ihm erscheinen!

Nein, rief sie in der schrecklichsten Angst ihres Herzens: Nein, Pater Isidor, ich kann nicht, ich kann nicht des Kaisers Blick ertragen! — Sie wollte umwenden und davon eilen. Der Geistliche und der Kammerherr, der sie einführen sollte, eben jener Baron von Guttenstein, der in Wien ihren Gemahl wohl gekannt, hiel-

ten sie ab, und redeten ihr liebreich zu; und was ihr nicht entging, und ihr auch einige Zuversicht einflößte, war die fühlbare Achtung und Rücksicht, mit der sie ihren Begleiter und Beschützer, Pater Isidor, von Jedermann in dem kleinen Hofstaat, der hier den Monarchen umgab, behandelt sah. Jetzt öffnete sich die Thüre der für den Kaiser in der Eile bereiteten Gemächer. Ludmille trat mit ihrem Begleiter hinein. Es war ein großes hohes Zimmer von einfacher Bauart, dessen beyde mit kleinen sechseckichten Scheiben verglasten Fenster auf den See und die düstere Gegend hinaus gingen. In dem ganzen Gemache ringsumher kein Schmuck, als einige, mit rothem Sammt überzogene hochlehnichte Stühle, und einige Bänke von eben solcher Art, die an den weißgetünchten leeren Wänden hinliefen, und in der Mitte ein schwerer Tisch mit künstlich gearbeiteten Säulenfüßen, den ein rother Teppich, mit goldenen Borten besetzt, überdeckte! Die Decke aber des Zimmers war von schweren eichenen Bohlen, die, auf zierliche Art verschnitzt, sich in regelmäßigen Quadraten durchschnitten, und viele kleine Felder bildeten, in deren jedem ein heiteres Gemählde angebracht war. Hier hieß der Kammerherr die

Gräfinn warten, bis er Sr. Majestät ihre Anwesenheit gemeldet haben würde. Pater Isidor wollte sich ebenfalls entfernen; aber die zitternde Ludmilla beschwor ihn, sie nicht zu verlassen, und indeß er ihr noch vorstellte, daß es vielleicht schicklicher wäre, wenn sie allein bliebe, öffnete sich die Thür, welche aus diesem Gemach in ein inneres führte, und der Kaiser, vom Kammerherrn begleitet, trat heraus.

Muth, Muth! flüsterte Pater Isidor der Bebenden zu, indem er, sich tief verneigend, Miene machte, sich durch die andere Thüre zu entfernen.

Bleibt, hochwürdiger Herr! sagte der Kaiser mit sehr gnädigem Tone: Ich habe hernach noch mit euch besonders zu reden.

Pater Isidor verneigte sich noch einmahl, und zog sich in den Hintergrund des Zimmers zurück. Der Kammerherr verließ das Gemach, und der Augenblick war da, wo Ludmilla sprechen sollte. Sie trat zitternd einen Schritt näher, sie ließ sich auf ein Knie nieder, senkte den Kopf, und schwieg.

Ihr seyd die Frau des Grafen Zriny? sagte endlich der Kaiser etwas strenge.

Ew. Majestät unterthänigst aufzuwarten,
Ja! erwiederte sie kaum hörbar.

Steht auf, Gräfinn! Seyd ihr krank? fragte der Monarch mit milderem Tone, da er ihre Blässe, ihr Zittern sah.

Gott sey Dank, das nicht! antwortete Ludmilla: Ich bin nur eine Unglückliche, die sich hierher gewagt, um Ew. Majestät allerhöchste Gnade und Barmherzigkeit anzuflehen.

Ihr wollt zu euerm Mann? Ich weiß es, sagte Leopold.

Ich bin gekommen, Ew. Majestät um die Gewährung dieses meines heissesten Wunsches zu bitten, antwortete sie.

Wißt ihr auch, was ihr begehrt, Gräfinn? entgegnete Leopold ernst: Wißt ihr, wo euer Mann ist?

In Kuffstein, auf der Festung, antwortete sie mit tiefgesenktem Haupte.

Und ihr wißt auch, warum? fragte er.

Sie antwortete nicht, aber sie beugte sich noch tiefer, und sagte endlich: Sein Verbrechen ist Hochverrath, und sein Angeber, fügte sie kaum hörbar hinzu, indem Thränen ihre Stimme hemmten, war er selbst.

Der Kaiser schwieg einen Augenblick, wie

von dieser Vorstellung und dem Auftritt, den ihm diese Worte vergegenwärtigten, ergriffen.

Wißt ihr aber auch, fuhr er milder fort, in welchem Zustande euer Gemahl ist?

Was kann der Zustand eines Unglücklichen seyn, der sich mit jedem Tage bereit halten muß, den Lohn seiner Vergehungen, den Tod — zu empfangen? — wollte sie hinzusetzen. — Aber sie vermochte es nicht. Ihre Thränen, die schon unter der vorigen Rede zu fließen angefangen hatten, brachen nun in ein heftiges Schluchzen aus, das sie kaum noch durch die Ehrfurcht, die sie der Gegenwart des Monarchen schuldig war, bekämpfen konnte.

Der Kaiser sah die Unglückliche nicht ohne Bewegung an. Das schöne, junge Weib in ihrem Schmerz dauerte ihn, und vielleicht gesellte sich die Erinnerung an denjenigen dazu, um dessentwillen sie diesen Schmerz trug, weil sie ihn zu sehr geliebt, und der auch jetzt dem beleidigten Monarchen kein gleichgültiger Gegenstand geworden war.

Pater Isidor! begann Leopold nach einer kleinen Pause, da er sah, daß die Gräfinn sich vergebens zu fassen, und ihren Schmerz in die gehörigen Schranken zurückzubringen bemüht

war, winkte dem Geistlichen zu sich, und sagte ihm einiges leise in lateinischer Sprache, worauf der Geistliche nicht ohne Zeichen der Betroffenheit in eben der Sprache antwortete. Der Kaiser sagte ihm dann noch etwas, und wandte sich hierauf zu Ludmillen: Gräfinn! Euer Schicksal ist hart. Was an mir ist, es zu mildern, soll geschehen. Darum wünschte ich, ihr ginget nicht nach Kuffstein.

Nicht nach Kuffstein? rief Ludmilla, und starrte den Kaiser todtenbleich an: So ist Zriny schon todt?

Er lebt! antwortete der Kaiser: Pater Isidor wird euch das Nähere sagen. Besteht ihr dann noch darauf, ihn zu sehen, so soll euch die Erlaubniß, von unserer kaiserlichen Hand unterschrieben, nicht versagt werden. Aber euer Kaiser räth euch in guter Meinung: Geht nicht nach Kuffstein! Und nun lebt wohl! — Er winkte grüßend mit der Hand, und zog sich ins innere Gemach zurück. Ludmilla aber blieb in einem Zustand von Bestürzung, Schmerz und Ungewißheit, der sie auch für den strengen Pater Isidor zu einem mitleidswerthen Gegenstand machte.

Er und Baron Guttenstein brachten die bey-

nahe Ohnmächtige mühsam die Treppe herab und in ein Zimmer des Erdgeschosses, wo sie sich erhohlen konnte. Der Kammerherr trug mit freundlicher Aufmerksamkeit Sorge dafür, er schickte ihr weibliche Bedienung von dem Gefolge der Kaiserinn, und sorgte auch sonst für ihre Bewirthung. Als sie sich wieder ein wenig gefaßt hatte, und im Stande war, ihre Lage klar zu überdenken, fielen ihr die Worte des Kaisers: Geht nicht nach Kuffstein! und was derselbe wohl dem Geistlichen leise gesagt haben mochte, schwer aufs Herz. Sie bath dringend, ihr Pater Isidor zu rufen, der sich mit Guttenstein entfernt hatte, und bis man ihn fand, mühte sich ihre aufgeregte Phantasie in tausend Schreckbildern ab, was wohl mit ihrem Gemahl geschehen seyn, und in welchem Zustande sie ihn wohl finden würde.

Jetzt kam Pater Isidor. Ludmilla beurlaubte die Zofe, welche ihr indessen Gesellschaft und Hülfe geleistet, mit dankbarer Freundlichkeit, und ihre erste Frage war: Was macht Zriny? Was hat euch der Kaiser gesagt?

Wäre das, was er mir sagte, geeignet gewesen, von euch gehört zu werden, gnädige Frau! so würde es der Monarch so gesagt haben, daß

ihr es vernehmen konntet, erwiederte der Geistliche. Ich bitte euch, fragt nicht, und ich muß, wie der allergnädigste Monarch, hinzusetzen: Gebt lieber die Idee, nach Kuffstein zu gehn, auf!

Wie? rief sie: Diese Idee aufgeben? Zriny nicht sehen? Ihm nicht in seinem Unglück beystehn? Nein, Pater Isidor! Das Leben kann man mir nehmen, aber diesen Vorsatz nicht. Jetzt, da ich von des Kaisers Gnade diese heißgewünschte Erlaubniß, die ich kaum hoffte, erhalten habe, jetzt kann mich keine Macht der Erde, keine Vorstellung von diesem Vorsatze abbringen. Aber wissen muß ich, wissen, was meiner wartet, setzte sie hinzu, indem sie dem Geistlichen mit wildem Blicke anstarrte: Ich will wissen, wie es um meinen Gemahl steht.

Gnädige Frau! erwiederte Pater Isidor ruhig: Daß die Antwort nicht ganz erfreulich ausfallen kann, das könnt ihr denken, nach dem, was ihr schon wißt. Daher wäre es gut, wenn ihr die Anhörung derselben bis auf einen Zeitpunct verschieben wolltet, wo ihr euch körperlich kräftiger fühlen würdet.

Nicht einen Augenblick! rief Ludmilla mit bebenden blassen Lippen: Sagt mir Alles, Alles! O ich bin auf das Schrecklichste gefaßt. Er ist

krank, elend, verlassen, und allein! O so ganz allein! — sie rang die Hände, — Ich muß zu ihm, ich muß! Ich habe es vor Gott geschworen, ihn bis in den Tod nicht zu verlassen.

Das hat er auch, antwortete der Geistliche: Und mich dünkt, er hat sich nicht verpflichtet gefühlt, seinen Schwur so gewissenhaft zu halten.

Das gibt mir kein Recht, es zu erwiedern, und Niemanden eines, ihn anzuklagen, wenn ich es nicht thue, rief sie: Also sprecht!

Ihr habt vor Gott geschworen, gnädige Frau? Was denkt ihr denn von Gott? fragte Pater Isidor.

Wie gehört das hieher? rief sie: Sprecht mir von meinem Gemahl!

Nicht eher, als bis ich euch gesagt habe, daß der Gott, vor dessen Altar ihr eurem Gemahl, und er euch ewige Treue gelobt, derselbe Gott ist, der auch jetzt noch euer Schicksal lenkt, der euch nach manchem Umweg hierher geführt, und des Kaisers Gemüth euren Wünschen geneigt gemacht hat.

Das weiß ich, sagte Ludwilla ungeduldig: Aber weiter, weiter!

Glaubt ihr nun, daß ihr dem Schwur, den seine Gegenwart geheiligt, Folge zu leisten

schuldig seyd, so müßt ihr auch glauben, daß ihr gegen seine Gebothe und seine Fügungen eben den Gehorsam zu üben verpflichtet seyd. Was geschieht rings auf der weiten Welt, geschieht durch seinen Willen; kein Haar fällt ohne denselben von unserm Haupte, kein Wurm geht zu Grunde. In allen Himmeln, und auf unzähligen Weltkörpern verändert kein Atom seine Lage, ohne daß es der Allgegenwärtige wüßte, und gut hieße. Auch das, was uns Übel, Unglück, ja anscheinende Unordnung dünket, ist seine Zulassung, und er bedient sich dessen, um entweder den, den es trifft, oder, wenn es hier zu spät seyn sollte, die Andern, die Zeugen jenes Unglücks sind, zu bessern.

Pater Isidor! Wo soll das hinaus? rief Ludmilla, die immer ängstlicher wurde.

Euch zu sagen, daß das Unglück, das jetzt euren Gemahl getroffen, wie entsetzlich es auch ist, und wie furchtbar es euch und Jedem, der es weiß, erscheinen muß, doch eine weise Zulassung Gottes ist. Graf Zriny war durch die schönsten Gaben der Natur und des Glückes ein seltenes Beispiel göttlicher Huld. — Ludmilla seufzte tief, das Bild des Geliebten in seinem vollen Jugendglanze stieg vor ihr empor. — Lei-

denschaften, unglückliche Denkart, fuhr Pater Isidor fort, und irrige Grundsätze verleiteten ihn, das alles zum Bösen zu mißbrauchen, und er ist nun ein Beispiel eines furchtbaren Sturzes geworden. Seine Ehre, sein zeitliches Glück, sind dahin, seine Gesundheit ist in der Blüthe der Jugend zerstört.

So ist er also krank? O ich dachte es wohl! rief sie jammernd: Und seit wann, und an was?

Seine Krankheit ist keine eigentlich äußere. Er liegt nicht zu Bette, aber —

Aber was? unterbrach ihn Ludmilla angstvoll.

Es ist eine gewisse Unruhe in ihm, gewisse Vorstellungen — gewisse Wahnbilder — sein sonst schimmernder Verstand scheint einigermassen vom rechten Wege —

Versteh ich euch recht? rief Ludmilla, indem sie mit heftigem Schrecken aufsprang: Er ist — O Gott! Gott! Das ist zu entsetzlich! Sie sank entkräftet auf ihren Stuhl zurück. Der Geistliche trat zu ihr: Faßt euch, Gräfinn! Faßt euch! Es ist Gottes Fügung! Sie ist entsetzlich; aber es ist doch ein Vater, der sie verhängt.

Ludmilla schüttelte stumm und heftig das Haupt. — Wahnsinnig! stieß sie endlich mit

furchtbarem Tone heraus: War es nicht so, Pater Isidor! Wahnsinnig!

Der Geistliche zuckte die Achseln. Ludmilla war außer sich. Sie warf sich am Boden nieder, sie zerraufte ihr Haar, sie schlug sich die Brust, stieß ein jammerndes Geschrei aus, und betrug sich so, daß der Geistliche beynahe fürchtete, daß auch ihr Verstand zerrüttet sey, und froh war, wie, durch ihre Klagetöne herbeygelockt, ein paar Frauen der Kaiserinn eintraten, und sich der Unglücklichen annahmen. Man brachte sie auf ein nahes Bette, und es brauchte sehr lange, bis sie nur einigermassen zur Ruhe und in eine Fassung kam, in welcher sie wieder im Stande war, auf ein vernünftiges Zureden zu hören.

Als sie ruhiger wurde, war auch ihre ganze Kraft dahin. Sie war zernichtet. Kaum daß ihr Geist, von dem entsetzlichen Schlage betäubt, noch einige Fassungskraft für etwas anders, als für ihr Unglück, oder vielmehr für die Lage ihres Gemahls hatte! Gefangen, verurtheilt, von der Welt mit dem Brandmahl des Verbrechens gestämpelt, in allen seinen Planen und Hoffnungen gebrochen, und nun auch noch des Vorzugs der Menschheit, seiner Vernunft

beraubt! So sah sie ihn stets vor sich, fiel von einer Ohnmacht in die andere, und wimmerte, wenn sie sich wieder gegenwärtig war, in unverständlichen Tönen einzelne Worte, welche die ganze Tiefe ihres gequälten Gemüthes zeigten.

Dieser Zustand dauerte mehrere Tage. Die Kaiserinn, welche von der Unglücklichen hörte, und Mitleid mit ihr empfand, schickte ihr ihre eignen Frauen, sie wechselnd zu bedienen, den kaiserlichen Leibarzt, der den Hof begleitete, und nahm sich ihrer auf alle Art an. Viel trug zu der kaiserlichen Gnade, deren sich die Frau erfreuen durfte — das zeigte sich aus allem — der Credit bey, in welchem ihr Begleiter zu stehen schien, und der wie eine schirmende Ägide über der Verlassenen schwebte. Trotz ihrer engen Verbindung mit dem anerkannten Verbrecher behandelte man sie nicht blos schonend, sondern achtungsvoll, und dieses gütige Benehmen, die sorgsame Pflege, die man ihr angedeihen ließ, bewirkten endlich, daß man ihr nach Verlauf von acht Tagen ungefähr erlauben konnte, ihre Reise fortzusetzen, und den Zweck derselben, die Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl, zu erreichen.

Aber mit welchen Aussichten ging sie ihm

jetzt entgegen! In welchem Zustande sollte sie den Heißgeliebten finden! Ihr Innerstes erbebte, so oft sich dieses Bild vor den Augen ihres Geistes zeigte. Es war kein Schrecken, kein Entsetzen, von dem sie nur je bey ähnlichen Fällen gehört, das ihr nicht jetzt erschien, und das sie nicht in Kuffstein zu sehen bebte. Ihr Begleiter, der überhaupt, seit er sie in Paris aufgefunden, sich ihr als wahrer Freund, ja als väterlicher Versorger bewiesen hatte, der sich ihr mit Hintansetzung manches wichtigen Geschäftes zum Reisegefährten angebothen, der sie in größter Schnelligkeit von Paris nach Linz, und von dort auf beschwerlichen Wegen nach St. Wolfgang geführt, und alle Unannehmlichkeiten einer solchen Reise gelassen ertragen hatte, dessen Tröstungen, wie streng sie machmahl klangen, doch dazu genützt hatten, sie aufrecht zu erhalten, Pater Isidor war auch jetzt ihre einzige Stütze. Er sorgte für die Bequemlichkeit ihrer weiten Reise mit aller Gewandtheit eines vielerfahrnen Mannes, und wußte zur rechter Zeit durch Schweigen und Reden, durch Trost oder Strenge auf dieses widerspenstige, aber nun ganz zerdrückte Gemüth zu wirken. So brachte er sie in langsamen Tagereisen — denn ihr jetzi-

ger Zustand vertrug jene Eile nicht mehr, mit der sie früher rastlos vorwärts gestrebt hatte — über Salzburg, endlich durch die Gebirge bis nahe an den Ort, wo sie noch vor Kurzem ein schönes Leben in steter Aufopferung, in freywillig für den Geliebten übernommenen Leiden an seiner Seite, von seiner dankbaren Anerkennung, vielleicht von einer Wiederkehr seiner alten Gesinnung beglückt, zu führen gehofft hatte, und wo jetzt nur Schrecken und gräßliche Auftritte ihrer harrten.

Diese Gewißheit war es auch, welche ihre Eile, Kuffstein zu erreichen, sehr minderte. Wenn in diesem Momente die Sehnsucht nach dem geliebten Manne ihr ein schnelleres Fortkommen wünschenswerth machte, so hemmte im nächsten die Furcht vor dem Zustand, in dem sie ihn finden sollte, und die Wahrscheinlichkeit, dann vielleicht ein Gegenstand des Widerwillens für seine irren Phantasien zu seyn, ihre Schritte; und in solchen Augenblicken war es dann, wo Pater Isidors Vorstellungen und Ermahnungen sich am leichtesten einen Weg in ihre alles Trostes beraubte Seele bahnte. Mit verschiedenen Abwechselungen, wie eben die Gelegenheit oder die Beschaffenheit des Weges es

erlaubte, hatte sie bald im Wagen, bald zu Pferde ihre Reise vollendet. Die Stille der erhabenen Natur um sie her, die Abwesenheit aller feindseligen Einwirkungen, des Geistlichen eben so kluge als schonende Behandlung hatten ihr Gemüth in diesen Tagen allmählich zu größerer Ruhe gebracht. Die Schönheit der Gegenden, durch die sie zogen, trug ebenfalls einiges bey, ihr Gemüth sanftern Eindrücken zu öffnen, und es war am Abend eines bedeckten, schwülen Sommertages gegen das Ende des Augustmonaths, wo sie endlich in der engen Gebirgsschlucht ankamen, durch welche die Straße nach Kuffstein führt. Sie waren zu Pferde, ein Reitknecht begleitete sie; die weibliche Bedienung war in Salzburg angenommen worden, und sollte erst folgen. Ludmillens Herz war von bangen Vorgefühlen gepreßt, und eben so schwer schien der gewitterhafte Himmel auf ihren Körper zu drücken. Stumm in sich versenkt, ritt sie neben ihrem Gefährten, der in solchen Augenblicken es weder für nützlich noch nothwendig hielt, ihre Stimmung zu stören, und auch seinerseits schwieg. Jetzt wurde das Thal etwas breiter, die Berge zogen sich zurück, und ein weiterer Himmel zeigte sich über ihnen. Nicht

ohne Verwunderung bemerkte Pater Isidor, daß die Wolken, welche auf dem Wege hierher über den Thälern geschwebt, und die Luft schwül und drückend gemacht hatten, sich hier in einen Regenschauer aufgelöst haben mußten. Über ihnen war die graue Decke zerrissen, ein reiner tiefblauer Himmel blickte hier und da durch. Von fern ließ sich in einem entlegnen Thale ein schwacher Nachhall des Gewitters hören, das etwas früher hier ausgebrochen seyn mochte. Noch träufelten die Büsche, noch zitterten die Tropfen am Gras. Jetzt erhob sich ein frischer Abendwind, er jagte die Reste des Gewitters in die Ebene hinaus; gegen Westen wurde es hell, die Sonne, welche außerhalb des Gebirges ihrem Untergange nahe war, brach noch einmahl aus der Umhüllung der Wolken hervor, ihr Schimmer fiel auf die Spitzen der Berge, tauchte die Wälder und Wiesen in goldenen Schein, und zitterte an den Tropfen, die der bewegte Wind von den Ästen der Tannen schüttelte, und an den bethauten Grashalmen. Die ängstliche Schwüle des Nachmittags war verschwunden, die Natur und der Mensch athmete freyer; Ludmilla seufzte tief auf, und konnte sich eines beruhigenden

Gefühls nicht erwehren, indem sie ringsum in die erfrischte freundliche Gegend sah.

Ein schöner Abend, begann Pater Isidor — den man nach dem schwülen, trüben Tag kaum erwarten konnte!

Eine gute Stunde nach vielen schweren! antwortete Ludmilla: Aber man athmet freyer. Die Gegend ist angenehm.

Sie ist an sich mahlerisch, entgegnete der Geistliche, die Beleuchtung der Abendsonne macht sie noch schöner.

Es ist der letzte Scheideblick des verschwindenden Gestirns! sagte Ludmilla — nur so schön, um uns zu zeigen, wie herrlich der ganze Tag hätte seyn können, wenn es uns hätte früher leuchten mögen!

Kaum, gnädige Frau! erwiederte Pater Isidor: Wir stehen in den Hundstagen, und ein wolkenloser Tag würde vielleicht ein sehr heisser gewesen seyn.

„Aber nicht so drückend, so beängstigend, als diese gewitterhafte Luft, die wir in den engen Thälern athmen mußten. Seht, wie hier alles neu belebt aussieht!"

Nachdem ein Gewitter es erfrischt hat. Blitz und Donner haben die Luft erschüttert und

gereinigt, Regengüsse die schädlichen Dünste niedergeschlagen, und die trocknen Pflanzen erquickt. Viel Unangenehmes mußte vorhergehen, ehe dieser Genuß eintreten konnte.

Das ist die beste Welt, antwortete Ludmilla bitter, in der solche Stürme nöthig sind, um einem werdenden Verderben vorzubeugen, und das Leben erträglich zu machen!

„Es ist die Welt, in der die Sünde vom Anbeginn herrschend war, in der Menschen leben, die sich in ihrem Ursprung schon von Gott entfernt haben. Wenn in der physischen Natur die Elemente in ihrem blinden Walten allmählich tausend Quellen des Verderbens herbeyführen, dann sendet die Allmacht ein Gewitter, ein Erdbeben, oder läßt einen Vulkan Flammen auswerfen, die drohende Pest wird entfernt, das Schiff eilt dem Hafen zu, und wüste Strecken werden mit Lava bedeckt, die, einst verwittert, fruchtbares Erdreich gibt. So heißt es im Psalm: Die Wüste macht er zur See; das dürre Land zu Wasserquellen, läßt Hungrige sich dort setzen, und eine Stadt bauen, wo sie wohnen können. [4])“

Ludmilla schwieg. Der Geistliche fuhr fort: Oder glaubt ihr, diese Abendstunde würde uns

eben so schön dünken, wenn wir den ganzen Tag über die Last der Sonnenstrahlen getragen hätten, und nun auch hier überall an Gebüschen und auf Wiesen die Spuren der Hitze und Dürre fänden? Ludmilla antwortete nicht. Pater Isidor that, als bemerke ers nicht, und sagte weiter: Der Sturm hat die schweren Dünste, womit eben die frühern heißen Tage die Luft erfüllt hatten, verjagt; der Regen hat die Gebüsche geschlagen, aber er hat ihnen Feuchtigkeit und Leben gebracht; er ist in die harte Erde gedrungen, um dort Keime und Wurzeln zu befeuchten. Seht, hier zittern die Tropfen, wie helle Thränen an den Blättern, und das Abendlicht spielt in unendlich schönen Farben darin, und spiegelt eine Farbenpracht darin ab, die nicht dieser niedrigen Erde, die dem Himmel angehört, von welchem sie im Sonnenstrahl zu uns herab kam! O solche Thränen sind ein köstlicher Balsam für die dürstende Erde!

Ludmilla senkte den Kopf; ein tiefer Seufzer schwellte die Brust.

Der sündige Mensch, sagte der Geistliche, häuft in einer Reihe von Jahren, während welchen ihn Gott seiner Freyheit, und dem willkührlichen Gebrauch seiner Vernunft überläßt,

Thorheit auf Thorheit, Vergehen auf Vergehen, und das himmlische Licht, die göttliche Gnade erlischt immer mehr und mehr in seiner verfinsterten Seele, bis endlich durch Zulassung Gottes die Folgen seiner Sünden selbst in einen furchtbaren Sturm über seinem Haupte ausbrechen. Dann kommt das Unglück, erschüttert ihn tief, und zerreißt sein Inneres, der Schmerz preßt bittere Thränen aus dem verwundeten Herzen, Zittern und Zagen ergreift ihn, er wirft sich zerknirscht vor dem in den Staub, dessen Allmacht er mit Schaudern empfindet. Das ist der Augenblick, wo die Gnadensonne noch vor ihrem Untergehn durch die benebelnden Dämpfe des Irrthums und der Leidenschaften bricht, der Strahl des Himmels auf den reuigen Sünder fällt, in den bittern Tropfen der Brustzähren sich erbarmende Gnade in himmlischer Schönheit spiegelt, und aus dem zerknirschten Herzen die Keime des Guten sich entwickeln. Wohl dem, Gräfinn, dem dieser Sonnenblick noch anbricht, ehe die letzte, die ewige Nacht der Verwerfung ihn übereilt!

So sehr Ludmillens Geist, durch die Ansicht ihres Mannes gebildet, allem, was christliche Demuth oder religiöses Gefühl überhaupt genannt

werden konnte, entfremdet worden war, so war doch in ihrer Seele aus frühern Jahren und den Eindrücken ihrer ersten Erziehung noch eine Empfänglichkeit für solche Begriffe übrig geblieben, und sie konnte sich eines unwillkührlichen Schauers nicht erwehren, mit welchem die Worte des Geistlichen sie angriffen. Doch schüttelte ihr Verstand schnell die unvollkommne Rührung ab, und besonnen sagte sie: Ihr sprecht von Sündern, von Verworfenen. Auf diese mag euer Bild passen. Wohl dem, sage ich mit euch, der sein Vergehen mit Bußzähren abwaschen zu können glaubt! Aber sagt mir, wer hebt die Folgen seiner Vergehungen auf?

Niemand, erwiederte der Geistliche, auch die Allmacht nicht. Der Unmäßige wird in Krankheiten, der Verschwender in Noth und Armuth, und so weiter jeder die Strafe seiner Sünden tragen. Das ist die irdische, die zeitliche Buße. Aber glaubt ihr etwa, Gräfinn, daß dieß die einzige sey, welche den Sünder trifft? Krank, arm, bedrängt sind auch oft Schuldlose. Aber sie tröstet und erhebt der Frieden ihres Gewissens. Sie dürfen zu Gott aufblicken, und mit Zuversicht den ihren Vater nennen, der züchtigt, weil er liebt.

Züchtigung bleibt es immer, sagte Ludmilla: Und wer, ehrwürdiger Herr, wer von uns schwachen Sterblichen wird so lieblos oder so vermessen seyn wollen, zu entscheiden, ob das Unglück, das wir sehen, Sündenstrafe, oder väterliche Prüfung sey?

Ihr habt Recht, Gräfinn, erwiederte Pater Isidor, wenn ihr nach dem Schein urtheilt. — Doch so urtheilt die Welt, und ihr gehört zur Welt. Es gibt aber Einen, der ins Innere blickt, der Herz und Nieren erforscht, und vor dessen Blick es offen liegt, ob ein unschuldiger mitten im Leiden des innern Friedens genießt, oder ob ein schuldbewußtes Herz unter den Qualen der Gewissensbisse blutet; und selbst uns Menschen wird dieser Frieden durch Fassung im Unglück, durch Genügsamkeit, durch fromme Ergebung kund.

O wie leicht ist es dann, den Unglücklichen zu verurtheilen, den ein heisseres Blut, oder eine zu lebhafte Einbildungskraft über diese stille Grenze hinaus reissen! rief Ludmilla: Nein, nein! Ich kann diese Unterscheidung nicht zugeben. Ich weiß, ja ich fühle es tief, man kann elend seyn bis zur Verzweiflung, bis zur Zerrüttung des Geistes, und doch edel und doch groß;

Pater Isidor antwortete ihr nicht. Er erkannte, daß dieß Gemüth jetzt nicht im Stande war, eine Ansicht solcher Art zu fassen, und sie ritten eine Weile schweigend fort, bis sie bey einer Krümmung des Weges um eine hervorspringende Felsenecke gekommen waren, und nun ein beträchlich weites Thal vor ihnen lag. Die Sonne stand sinkend auf einem der niedrigen Berge, die es umkränzten, und warf durch eine Öffnung der schwarzen Wolken einen grellen gelblicht weißen Schein auf ein Gemäuer, das mit Thürmen und weit vorspringenden Werken, auf der Höhe eines mäßigen Hügels thronend, jetzt plotzlich den Reisenden sichtbar ward. Es war eine alte Feste, vielleicht ihrem ersten Ursprung nach aus den Zeiten des Mittelalters, welche dann später von neuerer Kriegskunst verbessert und erweitert worden war. Die Außenwerke waren wohl aufgemauert, blanke Kanonenmündungen blickten über die Brustwehren hervor, und waren so gerichtet, daß wider den Willen des Commandirenden in der Feste, keine feindliche Truppe, ja nicht einmahl ein einzelner Reisender, das Thal passiren konnte; denn sie bestrichen jeden Pfad, der in das Thal gegen das Schloß oder in das kleine Städtchen

führte, das unter demselben sich am Ufer eines hellen Bergstroms ausbreitete. Dabey schien das Gemäuer fest und dick und unüberwindlich, wie aus dem Felsen, auf dem es stand, hervorgewachsen, so daß es nicht allein einem feindlichen Angriff von Außen, sondern auch jeder Möglichkeit, von innen daraus zu entfliehen, mit Erfolg widerstehen konnte. Hinter einer doppelten Reihe von Festungswerken, die mit stumpfen und spitzigen Winkeln nach allen Seiten ausliefen, erhoben sich massive Mauern von starken Pfeilern gestützt, die zwey Thore, durch welche man in den äußern, und von da in den innern Hof gelangte, waren in eben so vielen Thürmen angebracht, und durch sie vertheidigt. Diese Thürme, welche noch aus alter Zeit Ziehbrücken und Fallgattern hatten, führten nicht in gerader Richtung aufeinander, und alles trug das Gepräge unerweichlicher Festigkeit, die selbst dem Gedanken oder der Klage keinen Durchgang durch diese finstern Mauern und Bollwerke gestatten würde.

Wir sind am Ziele, sagte Pater Isidor, indem er mit der Reitgerte auf die Festung wies: Hier ist Kuffstein.

Ludmilla hob das gesunkene Haupt empor.

Der Anblick des Ortes, wo derjenige lebte, den sie so heiß zu sehn gewünscht hatte, und jetzt doch zu erblicken zitterte, die Beschaffenheit dieser unerbittlichen Feste ergriffen ihr Herz mit Eiseskälte. Ein leiser aber schmerzlicher Laut, wie ein unterdrückter Schrey, entfuhr ihren Lippen, ihr Auge hing unverwandt an dem Gemäuer, und eine Fluth von quälenden Gedanken drang auf allen Seiten in ihren Geist. Sie war nicht im Stande zu antworten.

Pater Isidor schlug ihr vor, zuerst in das Städtchen zu reiten, dort in einem Gasthof abzusteigen und zu warten. Indeß wollte er voraus auf das Schloß gehen, sich beym Commandanten melden lassen, und den vom Kaiser unterfertigten Befehl vorzeigen, vermöge dessen es diesem aufgetragen war, die Gräfinn Zriny zu ihrem Gemahl zu führen, und unter den Bedingungen, die er der Sicherheit der ihm anvertrauten Feste, und der aufrecht zu erhaltenden Ordnung angemessen finden würde, zu des kranken Gefangenen besserer Pflege ungestört bey demselben zu lassen.

Ludmilla antwortete nicht. Sie machte nur ein Zeichen mit der Hand, daß ihr Alles recht sey, was Pater Isidor vornehmen wollte, und

folgte ihm mechanisch auf dem Weg durch das Thal in die Stadt, und bis in die Herberge, die er nach sorgfältiger Erkundigung im besten Gasthof des Orts für sie nahm. In ihrem Innern war ein finsteres Chaos von Gedanken und Empfindungen. Was stand ihr bevor! Was sollte sie finden! Tausend Bilder in der wildesten Verwirrung einer aufgeregten Einbildungskraft, eines schrecklicher als das andere, kreuzten sich in ihrem Geiste; und es flog manchmahl der Gedanke, umzukehren, und das Entsetzliche zu fliehen, wie ein Blitz durch ihre Seele. Doch gleich darauf übermannte ihn die heiße Sehnsucht nach dem Geliebten wieder. Ach, ihn nur zu sehn, nur zu sehen, nur den Ton seiner Stimme zu hören, schien ihr mit keinen Erdenqualen zu theuer erkauft! So brachte sie ein Paar Stunden, während welchen der Geistliche auf dem Schloß war, im bedauernswürdigen Zustande zu. Endlich kam dieser, aber er brachte die Nachricht, daß der beabsichtigte Besuch heute nicht mehr Statt haben könnte, indem die Thore der Festung mit dem Abendläuten geschlossen, und erst morgen wieder geöffnet werden würden. Das war ein neuer Schlag für Ludmillen, die ihre Hoffnung, wie ihr heißes Verlangen dar-

auf gesetzt hatte, noch diesen Abend den Gemahl zu umarmen, und die nun diese Fehlschlagung mit dem bittersten Gefühl ertrug, und eine neue Tücke ihres feindseligen Geschickes darin erblickte. Indeß war nichts dagegen zu unternehmen, und ein solcher Befehl so unerweichlich, wie die Mauern, denen er galt, und die Felsen, auf welchen diese ruhten. Ludmilla mußte sich fügen; aber es zeigte sich hier wieder, wie schon oft, die innere Verworrenheit, der Mangel an Fassung, der dieses aus allen seinen gewohnten Fugen getretene Gemüth bezeichnete, und forderte des Geistlichen ganze Standhaftigkeit und Geduld auf. Besonders war es ihm unangenehm, sich von ihr mit Fragen und Erkundigungen nach dem Zustande ihres Gemahls auf eine quälende Art bestürmt zu sehn. Wohl hatte er sich beym Commandanten um den Gefangenen genau erkundigt. Was er aber vernommen, war nicht geeignet, der Unglücklichen in seinem ganzen Umfang mitgetheilt zu werden. Vor einigen Wochen nähmlich hatte man den Grafen, der unter starker Militär-Bedeckung, aber übrigens mit aller Schonung, die seine Verhältnisse erlaubten, hieher gebracht worden war, der Obhuth des Commandanten übergeben. Der

Zustand, in welchen dieser ihn fand, hatte sogar den alten Krieger, dessen Auge und Herz an manchen zerreissenden Anblick gewohnt war, erschüttert. Der anerkannte Liebling eines großen Monarchen, ein junger Mann, dessen Umstände, wie seine Geistesgaben ihn zu den schimmerndsten Hoffnungen berechtigten, und überdieß eine der schönsten Gestalten erschien in wilder Zerrüttung vor ihm, des edelsten Vorrechtes der Menschheit beraubt, und mit so zerstörten Zügen, in solcher Todesbläße, daß der Vergleich mit dem, was diese Schönheit einst gewesen seyn mußte, das, was sie nun war, nur bejammernswürdiger erscheinen machte. Zwar ließ die wilde Tobsucht, welche in der ersten Zeit nach seiner Gefangennehmung sich seiner bemeistert hatte, hier in dem stillen Aufenthalte allmählich nach; aber auf jene Ausbrüche wilder Wuth war keine Stille erfolgt, welche auf Abspannung der Natur und dadurch auf Wiederherstellung hoffen ließ. Vielmehr schienen Wahnbilder, und irrige Vorstellungen, auf eine wunderliche Art mit wahren Begriffen und wirklichen Erinnerungen vermischt, sich seines Kopfes bemächtigt, und einen Zustand von bleibendem Irrsinn erzeugt zu haben, in welchem er sich

für einen Prinzen eines königlichen Hauses hielt, den die Gegenparthey seiner Familie aus Neid und Staatsrücksichten auf einem festen Schloße in den Karpathen gefangen hielt, woraus die Seinigen ihn in Kurzem befreyen, und auf den Thron, der ihm gebührte, erheben würden.

Diese Idee, die sich seit seiner Anwesenheit in der Festung durch allerley Zufälligkeiten, besonders aber durch die achtungsvolle Behandlung, welche des Kaisers ausdrücklicher Befehl allen seinen Umgebungen zur Pflicht gemacht, immer mehr ausgebildet hatte, beherrschte ihn jetzt vollkommen. Mehrere Ärzte, welche der Kaiser, der den Unglücklichen trotz seines Verbrechens nicht vergessen konnte, aus Insbruck und Salzburg hieher beschieden, um zu versuchen, ob etwas für die Heilung dieses einst so ausgezeichneten Geistes zu thuu seyn möchte, hatten fast einmüthig erklärt, daß wenig oder keine Hoffnung zu seiner Wiederherstellung sey, besonders da anhaltende Geistes-Stürme auch sein physisches angegriffen hatten, und sein zarter Körperbau dieser innern Aufreibung nicht auf die Dauer würde widerstehen können. Mitunter erklärte der Commandant auch, daß trotz des kaiserlichen Befehles der Besuch der Grä-

sinn nicht anders, als unter Gutheissung und vielleicht in Gegenwart des Arztes, der den Kranken jetzt behandelte, Statt haben könnte, und daß sie sich daher in Geduld fassen möchte, wenn auch morgen erst die Ankunft dieses Mannes abgewartet, und sie nicht allein zu ihrem Gatten würde gelassen werden. Er habe von Sr. Majestät die gemessensten Befehle, auf jede Art zuerst für die Gesundheit und mögliche Wiederherstellung seines Gefangenen zu sorgen, und er dürfe es nicht wagen, dieser Rücksicht, der hier so manches gegen den auf Festungen üblichen Gebrauch untergeordnet würde, in einem so wichtigen Puncte, als das Wiedersehen einer theuern Person sey, zuwider zu handeln.

Pater Isidor konnte gegen diese Gründe nichts einwenden, obwohl er leicht berechnete, welchen Sturm diese Nachrichten, wie vorsichtig er sie auch einkleiden mochte, in Ludmillens Seele erregen würden. Auf dem Rückweg von der Festung in den Gasthof überlegte er sorgsam alles, was, und wie er es ihr sagen wollte, um sie einerseits nicht zu tödtlich mit der ganzen Wahrheit zu erschrecken, andererseits aber sie doch genugsam auf das, was ihrer wartete, zu bereiten. Ihr leidenschaftlicher Ungestüm, ihre

ungeduldigen Fragen machten es ihm schwer, die Rolle zu behaupten, die er sich vorgesetzt; doch brachte er es endlich dahin, daß sie sich mit anständiger Fassung in das Unabänderliche ergab, und geduldig den kommenden Morgen, und die Ankunft des Arztes zu erwarten versprach.

Wohl hatte sie es verheißen, auch war in ihrem äußern Betragen den kurzen Rest des Abends, welchen sie noch mit dem Geistlichen zubrachte, keine auffallende Spur des Gegentheiles sichtbar; desto heftiger litt sie in ihrem Innern, und eine Nacht voll Jammer und Thränen, in welcher der Schlaf ihr verweintes Auge kaum auf einzelne Viertelstunden schloß, ging dem Tage bevor, der sie mit dem Geliebten vereinigen sollte.

Der Geistliche war betroffen, wie er am Morgen die nachtheilige Veränderung wahrnahm, welche diese durchwachte Nacht in ihrem Aussehen, das ohnedieß nicht blühend gewesen war, hervorgebracht hatte. Nun erwartete sie mit bangem Zagen den Augenblick, wo der Commandant sie rufen lassen würde; denn also war es gestern verabredet worden. Aber Stunde an Stunde verging, und es nahte bereits der Mittag heran, als endlich eine Ordonnanz erschien,

um dem geistlichen Herrn sammt der fremden Dame zu melden, daß man sie erwarte. Sie machten sich auf den Weg. Ludmilla schien mehr todt als lebendig, man mußte für eine Kutsche sorgen, die sie die kurze Strecke aus der Stadt bis auf den Schloßberg brachte. Dort angelangt, befiel sie ein Zittern, das sie fast zu jedem Schritte unfähig machte, und es brauchte einige Zeit, bis sie in den Zimmern des Commandanten sich so weit erhohlt hatte, daß man ihr gestatten konnte, den Gefangenen zu besuchen. In diesen Zimmern fand sie denn auch den Arzt, der ihn behandelte, und der jetzt gekommen war, um sie auf die Art vorzubereiten, wie sie sich gegen den Kranken zu benehmen habe. Er machte sie zuerst darauf aufmerksam, daß sie sein Aussehen sehr verändert und übel finden würde, und bath sie vor allem, jede Betroffenheit, die dieser Anblick in ihr erregen könnte, zu verbergen, weil der Graf durchaus nichts davon wissen wolle, daß er krank, und irgend einer ärztlichen Hülfe bedürftig sey, weßwegen auch er, der Doctor, gern die Täuschung nähre, in welcher er ihn für einen Abgesandten und heimlichen Spion des Großveziers halte. So hat er auch, fuhr der Arzt fort, der Ludmillen ein sehr

verständiger Mann zu seyn schien, erklärt, daß er von keiner Gräfinn Zriny etwas wisse.

Ludmilla fuhr zusammen. Nicht? rief sie, und eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht, und machte schnell wieder der vorigen Blässe Platz.

Verzeiht gnädige Frau, unterbrach sie der Arzt, wenn ich einen Punct berühren muß, der euch nicht anders, als unangenehm seyn kann! Aber bedenkt, daß es die Reden eines Menschen sind, der für diesen Augenblick seiner Vernunft nicht ganz mächtig ist, und legt ihnen keine größere Wichtigkeit bey, als sie verdienen!

Weiter, weiter! sagte Ludmilla, und ein unendlich bitteres Gefühl ergoß sich in ihre Seele.

Er sagt, fuhr der Arzt fort, er kenne keine Dame, welche diesen Nahmen mit Recht führen könne; aber wenn die Fremde sich Frau von Villecamp nenne, und ihn zu sehn verlange, so sollte sie vorgelassen werden.

Gott! Welche Sprache! rief Ludmilla: Vorlassen! Und er redet von der Frau von Villecamp!

Bedenkt, gnädige Frau! entgegnete der Arzt, daß der Graf nicht weiß, was er spricht. Nehmt euch diese Äußerungen nicht zu Herzen!

Ludmilla schwieg und ließ den Arzt sich in Trostgründen solcher Art erschöpfen. In ihrer Seele herrschte der schmerzende Gedanke mit unumschränkter Gewalt, daß der Mann, dem sie Alles aufgeopfert, in der Zerrüttung seines Geistes nur für das Besinnung behalten hatte, was von seiner erkalteten Liebe, und ihrem nachtheiligen Verhältnisse zu ihm zeugte.

Zuletzt, so setzte der Arzt seine Rede fort, muß ich noch bemerken, um euch den Ausdruck Vorlassen, dessen sich der Graf bedient hat, zu erklären, daß der Unglückliche sich für einen Prätendenten an die Krone von Ungarn, und nahmentlich für einen Abkömmling jenes Johann Zapolya hält, der vor mehr als hundert Jahren sein Vaterland in ähnliche Verwirrung gestürzt, wie sie jetzt des Grafen Schwager beabsichtigt, so auch, daß er durchaus keine Ahnung davon hat, sich an der Grenze Tyrols zu befinden, sondern sich auf der Feste Trencsin in Oberungarn glaubt.

O mein Gott! rief Ludmilla: Wie muß es in diesem Geiste aussehen! Ich will zu ihm. Mag er mich halten, für wen er will, wenn ich ihn nur sehen, nur bey ihm bleiben und

ihn pflegen darf! Sie sagte das mit strömenden zum Himmel gerichteten Augen.

Den Arzt rührte der Schmerz dieser Frau, deren ganzes übriges Benehmen ihm Achtung einflößte; er gab sich alle Mühe, sie so viel wie möglich zu beruhigen, sagte ihr noch einige Verhaltungsregeln, wie sie sich über einzelne Puncte gegen den Kranken zu betragen habe, und nun trat sie, von ihm begleitet, den traurigen Weg nach den Gemächern ihres Gemahls an. Er führte sie durch hohe düstere Gänge an engvergitterten Fenstern an eisernen Thüren, mit schweren Schlössern verwahrt, vorbey. Von Zeit zu Zeit mußten sie über eiserne Gitter schreiten, die in die unterirdischen Behältnisse ein dürftiges Licht und eine Ahnung von frischer Luft führten, und aus denen Ludmillens aufgeschreckte Phantasie manchmahl ein tiefes Ächzen oder Kettengerassel zu hören glaubte, alles geeignet, ihr ohnedieß im Innersten erregtes Gemüth aufs schmerzlichste zu zerreißen. Nachdem sie eine Treppe hinaufgestiegen, kamen sie in einen Theil des Schlosses, der von neuerer Bauart schien, und ein minder düsteres Ansehen hatte. Ein reinlicher heller Gang lief durch das Gebäude hin; vor einer gewöhn=

lichen Flügelthür stand eine Schildwache; der Schließer, der sie begleitet hatte, zog seinen Schlüsselbund hervor, und öffnete mit einem schweren großen Schlüssel diese und eine zweite eiserne Thüre, und sie befanden sich in einem anständigen Vorzimmer, in welchem sie einen Menschen fanden, der unter dem Nahmen eines Kammerdieners das Amt eines Wächters und Krankenwärters bey dem Grafen versah. Dieser empfing die Kommenden, und eilte, ihre Ankunft dem Grafen zu melden; denn so hatte dieser es befohlen. Er kehrte schnell mit der Antwort zurück: es werde den Grafen freuen, die Marquise von Villecamp zu sehen. Dieß Wort schnitt durch Ludmillens Herz; fast verließen sie ihre Kräfte im Augenblick der Entscheidung. Der Arzt unterstützte sie, und, auf ähnliche Fälle vorbereitet, hatte er einige Stärkungsmittel bey sich, die er zu ihrer Erhohlung anwandte. Nun ging die innere Thüre auf, Ludmilla trat, vom Arzt geführt, herein, und sah den Geliebten.

Er war in vollem Ungrischen Costüme, selbst mit einer Art von Pracht gekleidet, und, was sie so sehr gefürchtet, ihn in seinem Äußern verwildert zu finden, traf nicht ein. Sein rei-

ches blondes Haar war nach der Sitte der Zeit und seines Landes geordnet, sein starker Schnurbart zierlich gepflegt, seine Haltung stolz; desto auffallender stachen mit diesem glänzenden Äußern die Todesbläße seines Gesichts, die eingefallenen Züge, die tief liegenden Augen ab, die verstört und starr den Zustand seines Innern beurkundeten, und vor allem die sichtbare Schwäche, welche sich nur mühsam unter dem majestätischen Anstand aufrecht erhielt, den er in Gang und Haltung angenommen hatte. Er erhob sich von dem Sopha, auf dem er gesessen, und kam ihnen mit freundlichem aber würdevollem Ausdruck entgegen. Eine flüchtige Röthe, die, wie er Ludmillen erblickte, sein bleiches Gesicht überzog, und ein lebhafterer Blick des trüben blauen Auges zeigte doch, daß eine angenehme Regung in seinem Innern vorging. Der Arzt nannte ihm die Frau von Villecamp, die auf ihrer Durchreise gehört, daß Seine Hoheit sich hier befände, und dem Wunsch, ihm vorgestellt zu werden, nicht habe widerstehen können. Zriny lächelte — es war ein Lächeln, das Ludmillen durch die Seele ging — sagte einige verbindliche Worte, und bedeutete dann den Arzt, daß er sich entfernen könne.

Dieser ging. Zriny begleitete ihn höflich bis an die Thür, und nun kehrte er um, eilte auf Ludmillen zu und schloß sie herzlich in die Arme, so daß sie für einen seligen Moment alles Übrige vergessend, nur das Glück fühlte, an der Brust des so schmerzlich Entbehrten zu liegen.

Sieh! fing er endlich an, indem er sie betrachtete: So sehen wir uns hier wieder! Das hätte ich kaum gedacht. Wie geht es dir, gute Ludmilla?

Wohl, wohl, seit ich hier bin! ewiederte sie: Ach ich habe dich lange entbehrt!

Das konnte nicht anders seyn, meine Liebe, und wir werden uns wieder trennen müssen; denn hier — er sprach leise — hier darf Niemand wissen, daß wir uns nahe stehn. Ich weiß, daß die Prinzessinn von Pohlen auf dem Wege ist. Sie kommt bald, sie soll schön seyn. Du bist doch schöner, Ludmilla! Du bist recht schön. Er streichelte ihre Wange, indem er sie lächelnd betrachtete, dann sagte er: Aber du siehst so blaß aus, du bist wohl krank?

Nein, Zriny, ich bin nicht krank. Ich freue mich sehr, dich wieder zu sehen, sagte Ludmilla, und ihr Herz blutete.

Wie nennst du mich? rief er auffahrend:

Bist auch du in dem Wahn, der Alles um mich befangen hält? Doch es ist gut. Nicht jeder kann die Wahrheit ertragen; sie leuchtet, sie brennt— o sie thut weh! Indem er dieß sagte, strich er mit der Hand über die Stirn, als fühle er einen Schmerz daselbst.

Du hast Kopfschmerz? antwortete Ludmilla; Du leidest? —

Ein furchtbarer Blick schoß aus seinen Augen auf sie: Wer wagt, das zu sagen? Wer wagt es, mir zu widersprechen? Ja, ja, sprechen, sprechen höre ich immer. Sie reden mit mir, sie lassen mir keine Ruhe. Es sind die Geister der vorigen Zeit, setzte er leiser hinzu, wo ich noch verkleidet war, und dienen mußte dem alten König. Ja, gut war er, und er liebte mich. Und ich habe ihm weh gethan, sehr weh rief er schmerzlich, die Geister erzählen mir davon. — Er sprach nun immer leiser, indem er sich von Ludmillen weg gegen die Wand kehrte, und dort mit geschäftig bewegten Lippen ein Gespräch zu führen schien. Ludmilla hielt diesen Anblick nicht aus. Mit gerungenen Händen trat sie von ihm weg ans Fenster. Ihr Herz war auf eine fürchterliche Art gepreßt, und nicht einmahl die Erleichterung der Thränen

ward ihr. Eine Art von Krampf hielt ihre ganze Natur gefangen. Welcher Geist war hier zerrüttet! Welche Anlagen und Kräfte hier zerstört!

Nach einer Weile kam er zu ihr. Du siehst da hinab? sagte er: Die Gegend ist dir fremd? Das ist die Waag — dort der Fluß; denn — er lächelte sonderbar — wir sind in Trencsin. Sie nennen hier alles verkehrt. Ich weiß wohl, warum? Sie wollen mich täuschen. Darum haben sie auch alle Tage andere Gesichter. Mich hintergehn sie nicht, und zu seiner Zeit werde ich sie strafen, rief er heftig.

Sie haben dich beleidigt? fragte Ludmilla, indem sie sich mit schmerzlicher Überwindung in seine Ideen einzugehen bemühte.

Beleidigt? rief er mit stolzem Tone: Mich beleidigt man nicht. Ich zermalme sie unter meinen Füßen, das Gewürme! Höre! —Er führte sie vom Fenster weg in eine Ecke des Zimmers und sagte leise: Es wird sich bald entscheiden. Die türkische Armee nähert sich. Solymann unterstützt meine gerechten Ansprüche. Hier haben meine Ahnen gehaust, geherrscht; hier werde auch ich herrschen. O sie werden zittern, die draußen, die Falschen! rief er auf einmahl wü-

thend: Hörst du, wie sie wieder reden, wie sie lachen! Sie lachen über mich. O ihr Nichtswürdigen! Ihr Ungeheuer! Ihr unterfangt euch — Euern rechtmäßigen König — er eilte in großer Heftigkeit gegen die Thüre.

Mein Gott, beruhige dich! rief Ludmilla, indem sie ihm folgte. Ich habe nichts gehört.

Nichts? rief er: Gehörst du auch zu den Verschwornen? Geh mir aus den Augen! Wie sie lachen, wie sie schreyen! und sie hört es nicht! rief er immer heftiger. Ein Anfall von wüthendem Zorn erschütterte ihn; eine Fluth von Vorwürfen und unzusammenhängenden Reden, die die Verworrenheit seines Innern bezeugten, strömte von seinen Lippen; er war wie außer sich, und sank zuletzt auf einen Stuhl. Ludmilla unterstützte ihn. Die überreizte Natur war erschöpft. Er wurde wieder ruhiger, sah um sich her, fuhr mit der Hand über die Augen und sagte: Wie war mir denn, Ludmilla? Mein gutes Weib! Ich fühle mich sehr müde. Ich war wohl weit, weit von hier — in Wien — oder — ja wo sind wir denn jetzt? Er schien Mühe zu haben, sich zu besinnen; er legte den Kopf an Ludmillens Brust, schloß die Augen und lag eine Weile wie schlummernd. Ludmilla glaubte

im Schmerz zu vergehen, aber diese sanftere Stimmung des Unglücklichen, und der Schein von Zuneigung, den er ihr in diesem Augenblick zeigte, löste den Krampf ihrer Nerven; sie fing heftig an zu weinen. Er hörte es, öffnete die Augen, sah ihre Thränen, starrte sie an und rief: So weinst du auch? Weint denn Alles, was sich mir naht, und alles wegen meiner? Er hat auch geweint im letzten Augenblick, als er mir die Hand reichte. O weine nicht, weine nicht! rief er, und suchte mit der Hand ihre Thränen zu trocknen: Ha! Wie sie heiß sind, wie sie brennen! O jene Thräne des alten Königs brennt doch noch mehr. Hier, hier! — er zeigte auf sein Herz; dann versank er in dumpfes Schweigen.

Ludmilla hatte eine leidenvolle Zeit; denn so, wie in diesem Auftritte des Wiedersehens, ging es immer fort. Man hatte ihr auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers, den Pater Isidor dem Commandirenden überbracht, ein anständiges Zimmer nicht weit von dem Gefangenen eingeräumt, und der Arzt erklärte, daß er es nicht allein zulässig, sondern selbst für den Kranken heilsam glaube, wenn seine Gemahlinn um ihn bleibe, und sein durch Unglück und

Stolz starr gewordenes Gemüth sich im Anblick und Umgang eines befreundeten, ihm angenehmen Wesens wieder sanfteren Empfindungen öffne. Sie war daher so viel um ihn, als man ihr erlaubte: sie ertrug mit unsäglicher Geduld alle Ausbrüche seiner Heftigkeit, und die noch weit schmerzlichere Erkenntniß, daß seine Leidenschaft für sie gänzlich verschwunden sey, und daß, was ihn jetzt noch für sie belebte, nichts als ein herzliches Wohlwollen war, in dessen Bewußtseyn er sie gern um sich sehen mochte, und selbst einige Beruhigung in ihrem Umgange empfand. Auch drang sich ihr, so wie die erste lebhaftere Aufregung vorbey war, welche das Wiedersehen unter diesen Umständen bey beyden hervorgebracht hatte, allmählich die Überzeugung auf, daß Zrinys körperliches Befinden beynahe noch übler war, als sein geistiges. Seine Jugendblüthe war gebrochen, seine Gestalt trug das Gepräge gänzlicher Verfallenheit; ein Fieber, das sich jeden Abend regelmäßig und sehr heftig einstellte, untergrub sein Leben, seine Kräfte schwanden sichtlich, und was seinen Zustand noch verschlimmerte, indem es die Heilung fast unmöglich machte, war seine irrige Vorstellung, daß er durchaus gesund, und der Arzt, der

ihn besuchte, nichts als ein verkleideter Spion sey, dem er nicht trauen dürfe. Ihm Arzneyen als solche beyzubringen, war daher unmöglich; was geschehen konnte, mußte unter allerley Vorwänden, auf verschiedene unkenntliche Art geschehen; dabey war er zu keinem längeren Verweilen im Bette, zu keiner Schonung seiner Kräfte zu bewegen. Früh morgens, wie er es sonst gewohnt war, stand er auf, sein Kammerdiener mußte ihn frisiren und sorgfältig kleiden; denn er war ja ein königlicher Prinz und alle Augenblicke gewärtig, fremden Gesandten, oder andern wichtigen Personen, welche die Europäischen Potentaten zu ihm schickten, Audienz zu ertheilen. Seine Zeit brachte er mit Lesen von Geschichts- und ähnlichen Büchern, womit man ihn ohne Bedenken versah, und mit Abfassung schriftlicher Entwürfe politischer Art hin, in welchen die Spuren eines reichen hellen Geistes auf eine bedauernswürdige Weise mit Wahnbildern und ausschweifenden Ansichten vermengt waren, so daß man sagen konnte, die Einkleidung zeugte von Irrsinn, die Grundidee war nichts weniger als thöricht. Es mußte sich jenen, die diese Aufsätze sahen, der Gedanke aufdringen, daß hier ein ausgezeichneter Geist unter der Last

zusammengestürzter und verworrener Ideen und Bezeichnungen sich abarbeite, und in den von Grund aus verkehrten Umgebungen sich nicht mehr zu recht finden konnte. Daß aber Hochmuth und Ehrgeiz die herrschenden Triebfedern desselben gewesen, vor denen jede andere Regung schwieg, wurde aus den ungeheuern Erwartungen und Entwürfen, mit denen er sich jetzt trug, klar, und zeigte, wornach er eigentlich gestrebt, und was er gehofft hatte, als er noch seiner Besinnung mächtig war. Selbst diese Anstrengungen vermehrten sein körperliches Übel, und der Fieberreiz, der jeden Tag eintrat, regte seinerseits den Geist wieder zu neuen Verworrenheiten auf. So erzeugte sich ein trostloser Kreislauf schädlicher Einwirkungen, die nach dem Ausspruche des Arztes, so wie aller, die den Gefangenen umgaben, nichts anders als seine baldige Auflösung zum Ziele haben konnten. Ludmillen entging dieß nicht; sie erkannte ziemlich deutlich ihres Gemahls Zustand, sie las ihn in den Blicken des Arztes, sie vernahm ihn aus den Gesprächen des Pater Isidor, der sie jeden Tag auf ihrem Zimmer besuchte, und dessen Ansichten von Glück und Unglück, Ergebung und Gehorsam es ihm

zur Pflicht machten, sie auf die unausweichliche Catastrophe vorzubereiten.

So gingen acht schmerzliche Tage hin, in denen unter tausend bittern Bemühungen und Eindrücken der Gedanke, um den Geliebten und für ihn zu leben, ihm die wenigen heitern Augenblicke, deren sein Zustand fähig war, zu geben, und für seine Pflege, so viel er es selbst gestatten wollte, zu sorgen, die einzige Beruhigung, den einzigen Trost seiner unglücklichen Gattinn ausmachte, welche sich doch kaum sagen konnte, daß er ihr Opfer erkannt hätte.

Am Morgen des achten Tages, ehe noch die Stunde kam, in welcher Ludmilla ihren Gemahl besuchen durfte, trat Pater Isidor im Reiseanzuge bey ihr ein, und kündigte ihr an, daß er gekommen sey, um Abschied von ihr zu nehmen.

Abschied? rief sie betroffen: Wie, hochwürdiger Herr, Ihr wolltet mich hier verlassen?

Mich rufen meine Geschäfte, gnädige Frau! oder vielmehr ein Befehl meiner Obern, den ich gestern Abends erhalten, und der meine Abreise auf diesen Morgen unwiderruflich festsetzt. Glaubt mir! Ich bliebe gern hier; denn mich

dünkt, ich könnte euch nützlich seyn. Aber Gehorsam ist unsere Pflicht, wie er unser Gelübde ist.

„Und wenn ihr glaubtet, oder versichert wäret, hier mehr Nutzen stiften zu können, als an dem Platz, wo man euch hinsendet? Ich danke euch vieles. Ich würde euch noch manches danken, wenn ihr bey mir bleiben, in meiner bedrängten Lage mir Rath und Schutz geben wolltet. Dünkt euch das nicht auch Pflicht — der Menschlichkeit wenigstens?“

Euer Zutrauen, gnädige Frau, ehrt mich, wie es mich freut. Aber es ist nicht meines Amtes, Nutzen und Nutzen, Pflicht und Pflicht gegen einander abzuwägen. Unsere Obern bestimmen, wir gehorchen, und fragen nicht, so wenig als der Stab in des Wanderers Hand fragt.

Dann wird vielleicht manches Gute unterbleiben, fiel Ludmilla ein, über was der Einzelne in seinem nahen Gesichtskreise besser entscheiden kann, als Jene, die auf einem entfernten Standpuncte stehen.

Nicht doch, erwiederte Pater Isidor: Ich bin überzeugt, daß ein höherer Wille uns leitet, der sich durch den Mund unserer Vorgesetzten ausspricht, und wir haben nichts zu thun,

als ihm zu folgen; ja wir können nichts besseres thun.

So sehe ich wohl, daß ich euch verlieren muß, hochwürdiger Herr! und ich sehe es mit Schmerz. Nehmt noch einmahl meinen kindlichsten Dank, den Dank einer Unglücklichen, der Ihr in ihren bängsten Stunden als ein helfender Engel erschienen seyd, und die nie, nie vergessen wird, was sie euch schuldig geworden! Aber darf ich fragen, wohin euer Weg euch führt, wenn diese Frage nicht vorlaut ist, und wo euch vielleicht eine Nachricht von mir treffen könnte?

„Meine Weisung lautet nach Mailand, wohin unsere Ordensgeschäfte mich rufen. Aber ein Brief von euch, gnädige Frau, wenn er mir nicht bald folgte, würde mich schwerlich dort finden; denn ich halte mich daselbst nur kurze Zeit auf, und kehre dann wieder zu meiner eigentlichen Bestimmung nach Schloß Clamm zurück.“

Zu meiner Mutter! O Gott! rief Ludmilla erschüttert von dem Gedanken an die Zeit, welche sie dort verlebt, und was nun mit ihr geschehen war.

Auf jeden Fall, fuhr der Geistliche fort,

sehe ich euch noch eher auf meiner Durchreise, die ich, wenn in Mailand nichts anders über mich bestimmt wird, über Kuffstein einzurichten denke. Dann könnt ihr mir eure Aufträge nach Schloß Clamm oder Wien mitgeben, wo, wie ich hoffe, Fräulein Katharine bereits nahe daran seyn wird, endlich ihre Bestimmung zu erfüllen, und wo mir vielleicht doch noch die Beruhigung werden wird, bey ihrer Einkleidung gegenwärtig zu seyn.

Ludmilla wandte sich ab. Die Erwähnung von ihrer Schwester Geschick traf sie mit den Stacheln des Gewissens; denn sie wußte wohl, wie wenig geneigt Katharine dem Stande war, den sie ergreifen mußte, und wer Schuld an diesem Zwange war.

Und hofft ihr denn nach Wien zu gelangen, hochwürdiger Herr? erwiederte sie nach einem kurzen Stillschweigen. Die Stadt ist belagert, und vielleicht leider, bis ihr hinkommt, in den Händen der Feinde.

Das zu befürchten, habe ich keinen Grund, antwortete der Geistliche: vielmehr das Gegentheil, da meine Nachrichten ziemlich beruhigend lauten.

So ist die Belagerung aufgehoben?

„Das nicht.“

Oder der Entsatz nahe? fiel Ludmilla heftig ein, die seit ihrer Verbindung mit Zriny die Interessen seines Hauses zu den ihrigen gemacht, und somit in Rücksicht der Aufhebung der Belagerung Wiens ganz andere Hoffnungen nährte, als jene, die es gut mit Österreich meinten.

Auch das nicht eben, entgegnete Pater Isidor, und ein strenger Blick fiel forschend auf Ludmilla: Dennoch läßt sich vieles hoffen; das Reich des Satans ist uneinig unter sich. Kara Mustapha und Tököly werden ihre eigentlichen Plane nie gemeinschaftlich durchsetzen. Doch hierüber brauche ich einer besser Unterrichteten vielleicht nichts zu sagen. Übrigens steht König Johann in diesem Augenblicke mit seiner Armee wahrscheinlich schon in Mähren, und Graf Starhemberg hat Muth und Beharrlichkeit genug, um bis zum nöthigen Zeitpunct die Stadt zu halten, deren Hülfsmittel nicht so unbedeutend sind, wie man sie dem Sultan geschildert haben mag. Ich fürchte nichts und hoffe eure Schwester in Kurzem wieder zu sehen. Und so lebt wohl, gnädige Frau! Er wandte sich um, um zu gehn.

Scheidet nicht in Unwillen von mir! sagte Ludmilla, indem sie dem Geistlichen folgte: Ich betrachte euch als meinen strengen, aber wohlwollenden Freund. Nehmt meine besten Wünsche mit euch auf die Reise, laßt mir die Eurigen zurück!

Pater Isidor blieb stehn, und sah Ludmillen ernst an. Ihr habt Recht, erwiederte er, ihr braucht gute Wünsche, denn euer Pfad ist rauh, und euer Gemüth verworren. Ich gebe euch, was ihr meine Wünsche nennt, wie wir Priester sie zu geben gewohnt sind. Kniet nieder!

Ludmilla zögerte einen Augenblick; dann gehorchte sie dem Manne, dessen Geist in der letzten Zeit sich ein Recht auf ihre Folgsamkeit erworben hatte.

Pater Isidor erhob die Hand, und hielt sie über Ludmillens Haupt: Gott der Allbarmherzige segne und erleuchte euch! Er gebe euch Geduld und Unterwerfung in euren Leiden; er gebe euch Erkenntniß eurer Schuld und heilsame Reue! Bey diesen Worten machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes über die tief Erschütterte, und verließ das Zimmer.

Ludmilla stand langsam auf. Wozu hatte

der Geistliche sie eingesegnet! Geduld und Reue! So hießen die Gaben, die er für sie am nützlichsten erachtete! O ich fürchte, ich fürchte, er hat Recht! rief sie, und warf sich weinend auf ihr Kanapeh, und trocknete nach einer Weile ihre Thränen, um an ihr schmerzliches Tagewerk, die Pflege des wahnsinnigen Geliebten zu gehen.

Indessen dieß in Kuffstein vorfiel, und Ludmilla nach Pater Isidors Entfernung sich verlassener, und den Schlägen eines feindlichen Geschickes schutzloser ausgesetzt fühlte, hatte auch Katharine außer dem, was sie mit allen ihren Mitbürgern in der bedrängten Stadt zu leiden hatte, noch ihre eignen Quellen der Sorge, welche mit jedem Tage sich vergrößerten.

Die Feinde hatten ihr Lager rings um die Stadt geschlagen, sie arbeiteten an den Laufgräben, an den Minen, und suchten sich derselben über und unter der Erde zu nähern. Die verschiedenen Waffen des türkischen Reichs, sowohl der Europäischen, als Asiatischen Lande hatten in den verschiedenen Puncten der Vorstädte ihre Quartiere, und fingen an, die Stadt bald hier bald dort zu beschießen. Manchen Morgen schreckte der Donner der Kanonen die

Einwohner aus dem Schlummer auf; manche Nacht hielt das Schießen, oder die Explosion einer Mine jede Ruhe von den Erschrockenen fern. Viele Bürger und Soldaten wurden auf den Wällen verwundet; manche fanden bey Ausfällen, die der Commandirende mit unerschrockenem Muthe unternahm, ihren Tod. An vielen Orten der Stadt hatte bereits das Feuer Verwüstungen angerichtet, deren Umsichgreifen nur mit Mühe gewehret werden konnte, so wie einmahl nur die Geistesgegenwart und der aufopfernde Muth eines Lieutenants von der Artillerie das Arsenal und alle Pulvervorräthe, die daselbst lagen, und somit die ganze Gegend der Stadt gerettet hatte, welche durch diese Erschütterung zu Grunde gegangen seyn würde. [5]) Nicht immer aber waren es die feindlichen Kugeln, die diese Zerstörung anrichteten. Die Flammen brachen wie von selbst aus, und alles trug das Ansehen absichtlicher Mordbrennerey. Allerley verdächtige Umstände gesellten sich dazu, wie z. B. daß hier und da auf einem Hause eine Fahne aufgesteckt gefunden wurde, gleichsam um dem Feind zu irgend einem Wahrzeichen zu dienen, und die strengsten Untersuchungen nicht dahin gelangten, die Urheber so-

wohl jener Feuersbrünste, als solcher sonderbaren Anzeichen zu entdecken. [6]) Das Ganze aber, verbunden mit der Noth und Bedrängniß der Stadt, mit der Gefahr so manches Einzelnen, reizte die Gemüther des Volkes ungemein auf. Der Verdacht der leicht erregten Menge fiel vorzüglich auf die Ungarischen Mißvergnügten und ihre Anhänger, die sich etwa in der Stadt aufhalten mochten. Unruhige Auftritte ereigneten sich; ein Anschein von Verdacht reizte sie, einen Unschuldigen zum Opfer des wüthenden Haufens zu machen. So ergriff und zerriß ihr wilder Ungestüm einen armen Irrsinnigen, der in seinem Wahn gegen ein brennendes Haus eine Pistole abgefeuert; so wurde ein Knabe, den man in Weiberkleidern entdeckt, ermordet, und Niemand durfte es so leicht wagen, sich in Ungarischer Kleidung auf den Straßen sehen zu lassen, wenn er sich nicht Unbilden, ja Gefahren aussetzen wollte. [7])

Diese stürmischen Auftritte, die aufgeregte Stimmung des Volkes, und die Furcht vor noch größeren Übeln, wenn der Entsatz zögern, und vielleicht Mangel und Verzweiflung sich des Pöbels bemächtigen sollten, nebst den täglichen Schrecken, welche von dem Belagerungszustande der

Stadt unabtrennbar waren, erfüllten die Herzen der Bewohner mit Angst und Kummer, und waren das gewöhnliche Gespräch der Familien, während das Volk selbst noch mit ziemlich gutem Muth einer nahen Befreyung durch die befreundete Armee entgegen sah, die Besatzung und die Bürger furchtlos auf den Wällen stritten, der Opfer nicht achteten, die manchmahl fielen, und nur darauf sannen, dem Feind durch Ausfälle, durch Zerstörung seiner Werke so viel Abbruch als möglich zu thun. Katharine lebte mitten in diesen bewegten Scenen, und trug noch ihren eignen Kummer; denn sie wußte nichts von Sandors Geschick, und sah keine Möglichkeit, etwas davon zu erfahren. Diese Ungewißheit schien ihr das Quälendste in ihrer Lage; sie meinte, daß sie selbst die traurigste Entscheidung minder schwer ertragen würde, als diesen Wechsel von Vorstellungen, der in ihrem Gemüth ab- und zufluthete, wie eben zufällige Nachrichten ihn erregten. Sie selbst, so wie ihre Freundinnen sahen kein Mittel, hier Gewißheit zu erlangen; aller Zusammenhang mit dem andern Ufer war abgeschnitten, und so viel Gefahr mit jedem Wagniß, durch das feindliche Lager durchzudringen, verbunden, daß man vergeblich von Seite

des Stadtmagistrats durch Trommelschlag demjenigen eine Belohnung von hundert Dukaten verheißen hatte, der sich über die Donau wagen und dem Herzog von Lothringen Kundschaft bringen wollte, ohne daß man die Rückkehr des Bothens verlangte, sondern nur, daß er seine glückliche Überkunft durch ein auf einem hohen Punct gegebenes Feuerzeichen verkündigen sollte. *) Es fand sich Niemand, der dieß Abentheuer bestehen wollte, und so mußte denn auch Katharine jeder Hoffnung, von dort herüber Aufklärung ihres Schicksals zu erhalten, entsagen.

Ein Mensch war indessen in Wien, der allein, aber auch am sichersten hierüber Auskunft geben konnte, und dieß war Sandors Gegner, Scalvinoni selbst. Gleich in den ersten Tagen hatte die Generalinn hierüber mit Katharinen gesprochen; aber so heiß deren Verlangen nach Nachricht von dem Verlobten war, so konnte sie sich doch nicht entschließen, einen Menschen zu befragen, dem sie nur mit dem größten Widerstreben die Angst ihres Herzens hätte errathen lassen, und von dessen gutem Willen, ihr die reine Wahrheit zu sagen, wo ein Läugnen oder Entstellen derselben ihm vielleicht nach seiner Meinung Vortheil bringen konnte, sie ganz und

gar nicht überzeugt war. Alle diese Bedenklichkeiten der Generalinn mitzutheilen, hielt indessen Katharinen jene natürliche Scheu ab, die sie jederzeit empfand, einen Fremden in das Innerste ihrer Gefühle blicken zu lassen, so wie sie sich auch nicht hatte entschließen können, den Inhalt des Gespräches, welches Sandor in den letzten Stunden mit ihr gehalten, der Generalinn mitzutheilen. Es dünkte ihr wie eine Entfremdung, wie eine Verkleinerung ihres Besitzes, wenn sie, was Sandor ihr Zärtliches, Inniges, Edles gesagt, jemand Andern, und wäre es eine noch so werthe Person, mittheilen sollte. Für sich ganz allein, im innersten Heiligthum ihres Herzens wollte sie dieß Bewußtseyn, und daß Maaß für Sandors Liebe zu ihr, bewahren. So erklärte sie bloß, daß sie es für schwierig und überhaupt für unzart halte, mit Scalvinoni über diesen Punct reden zu lassen, ergab sich wieder in ihr schweres Geschick, und bethete nur um Geduld und genugsame Fassung, um ihr Geheimniß vor der Mutter zu verbergen, deren ohnehin beängstigtes Gemüth diese neue Sorge kaum ertragen haben würde.

So vergingen abermahls einige Tage. Der Feind setzte seine Angriffe, die Besatzung ihre

muthige Gegenwehr fort. Graf Starhemberg, noch kaum von einer Wunde genesen, die er in den ersten Tagen bey Besichtigung der Wälle durch ein von einer feindlichen Kugel zerschelltes Mauerstück empfing, war überall gegenwärtig, wo es Gefahr oder entschloßne Anstalten galt. Bischof Collonits sorgte im Innern der Stadt für die Verpflegung der Verwundeten, die Heilung der Kranken, die Unterstützung der Armen und besonders der Familien derjenigen, welche ihr Leben in der Vertheidigung der Stadt geopfert hatten. Seine Fürsprache, seine Beredsamkeit erhielten in den Häusern der Großen und Reichen die nöthigen Mittel dazu; sein Eifer, wie sein Beyspiel ermunterte Andere, ihm thätig an die Hand zu gehen, und manche Frauen des höhern wie des Mittelstandes erbothen sich, durch die Vorstellungen des frommen Bischofs begeistert, zu Verfertigung von Verband und Arzneyen, zu Lieferungen von allerley Bedürfnissen, ja zu thätigen Hülfleistungen in den Spitälern selbst, während viele Weiber aus den gemeinen Classen sich bey Ausgrabung der Gegenminen, die die Belagerten machten, zur Wegschaffung der Erde, und zu allerley ähnlichen Diensten gebrauchen ließen. *)

Diese persönliche Theilnahme an dem großen Zwecke der Vertheidigung und Erhaltung der Stadt regte ein frisches Leben auch in den Herzen derjenigen Einwohner auf, die vermöge ihrer Stellung, oder ihres Geschlechts bisher nur müßige und darum oft ängstliche oder mißvergnügte Zuseher der allgemeinen Noth und Gefahr gewesen waren. Ein schöner Eifer bemächtigte sich der höhern, wie der niedern Stände, ein Geist frommer Menschenliebe und williger Aufopferung, und das Haus der Frau von Preysing blieb in diesen Leistungen nicht hinter den andern ihres Gleichen zurück. Frau von Volkersdorf hatte eine besondere Geschicklichkeit in Bereitung von Arzneyen und andern Hülfsmitteln, die ihre Stellung zu ihren Unterthanen und ihre Menschlichkeit auf dem Lande, wo ärztliche Hülfe selten war, ihr schon längst zur angenehmen Pflicht gemacht hatten. Frau von Preysing bereitete Verbandstücke, und opferte willig, was sie an Leinwandvorräthen besaß, und Katharine ging mit Vergnügen den beyden Matronen zur Hand, und fand in dieser zweckmäßigen Thätigkeit eine tröstende Beschwichtigung ihrer Sorge um den geliebten Sandor.

Wie nun erst das Geschäft der Vertheidi-

gung der Wälle, der nothwendigsten Anleitung der Einwohner, und ähnliche Anstalten in ihrem gehörigen Gange waren, und Scalvinoni nach seines Generals Herstellung wieder über einzelne Augenblicke seiner Zeit gebiethen konnte, benützte er diese sehr eifrig, sich Katharinen zu nähern, oder Erkundigung über sie einzuziehn, was indessen ziemlich schwer hielt, da sie mit wenig Menschen bekannt war, und selbst Frau von Preysing einsam lebte. Er erfuhr nur mit Mühe einiges über ihre Familie, ihre sehr mäßigen Glücksumstände, und die eigentliche Ursache ihrer Hierherkunft nach Wien, nähmlich ihre Bestimmung zum Kloster, welche man ihm als unwiderruflich schilderte. Von einem Liebhaber, oder gar von einem Verlobten wollte indeß Niemand etwas wissen, und Scalvinoni mußte seine eifersüchtigen Regungen in seiner Brust verschließen. Daß hier ein zärtliches Verhältniß obwalte, schien ihm unzweifelhaft; seine durch den Antheil an dem Mädchen geschärfte Beobachtung, und des Pohlnischen Offiziers Benehmen hatten ihn davon überzeugt, und der Mangel an bestätigenden Nachrichten hob jenen Argwohn nicht auf, er machte nur seinen Wunsch, klar zu sehn, lebhafter.

Was wäre einem unternehmenden jungen Mann, der sich seiner Verdienste so bewußt ist, wie Scalvinoni, unmöglich! Kaum waren vierzehn Tage herumgekommen, so hatte er es dahin gebracht, ein Haus auszukundschaften, welches Frau von Dünewald zuweilen mit Katharinen zu besuchen pflegte, und in welches er einst gerade so viel gekommen war, um jetzt, ohne Aufsehen zu erregen, die halbverfallne Bekanntschaft unter einem schicklichen Vorwand wieder auffrischen zu können. Der Adjutant des Commandirenden war während der Belagerung eine wünschenswerthe Erscheinung, für die man überall gern Rücksichten hatte. Man empfing ihn mit Auszeichnung, es ward ihm leicht, sich auch über die muthmaßliche Zeit der Besuche der Generalinn die nöthigen Auskünfte zu verschaffen, und so geschah denn, was er beabsichtigt hatte. Er traf mit Katharinen an diesem Orte zusammen, aber unter so unverdächtigen Formen, daß es ein bloßer Zufall schien, und selbst in der Generalinn Seele, welche ihre junge Freundinn begleitet hatte, kein Argwohn kam, da sie des Adjutanten öfters als einen frühern Bekannten dieses Hauses hatte erwähnen hören.

Katharine erschrack, wie sie eintrat und ihn erblickte: sie faßte sich mühsam, und erkünstelte eine Ruhe, die ihr nicht natürlich war; und deren Zwang man ihr ansah. Scalvinoni bemerkte es wohl, und war nichts weniger als unzufrieden damit; denn seine Erfahrungen sagten ihm, daß ein Mann halb gewonnenes Spiel bey einem Frauenzimmer habe, das ihn mit einiger Unruhe oder Befangenheit zu betrachten pflege, und deren Gemüth sich schon im Voraus in einer künstlichen Stellung gegen ihn befinde. Er seinerseits war so klug, sich ganz ungezwungen zu benehmen. Er äußerte seine Freude über dieß unvermuthete Wiedersehen, indem er sich sehr verbindlich jenes Zusammentreffens auf dem Stephansfreydhofe erinnerte; aber alles, was, und wie er es vorbrachte, trug so sehr das Gepräge allgemeiner Galanterie, daß Katharine kein Arges daraus haben konnte, nach und nach selbst etwas unbefangen wurde, und die Vorstellung mit Heftigkeit ergriff, ob es nicht vielleicht ihr oder der Gräfinn Dünewald gelingen könnte, im Gespräch auf eine ungezwungene Art sich in diesem Hause über Scalvinoni, und über den Ausgang jenes unseligen Zweykampfes einige Nachrichten zu verschaffen.

Ihr Besuch dauerte nur kurze Zeit, und sie war dessen froh; denn so leicht und natürlich sich Scalvinoni gegen sie benommen, und ihre Furcht vor einer etwanigen Zudringlichkeit zerstreut hatte, so fühlte sie doch bey dem Anblick des Mannes, den sie als den Feind ihres Geliebten, ja als den betrachten mußte, dessen Hand ihn verwundet, vielleicht — sie schauderte dieß zu denken — getödtet hatte, eine Art von Abscheu und Angst, die sie seine Entfernung wünschen machte.

So wie sie sich mit der Generalinn allein sah, sprach sie mit ihr über das, was jetzt ihre ganze Seele bewegte — wie man, ohne sich bloß zu geben, den Zufall benützen, und durch die Familie, bey der man ihn getroffen, die gewünschten Erkundigungen einziehen könnte. Die Generalinn fand einige Schwierigkeit, doch versprach sie der Sache nachzudenken; und da sie in ein Paar Tagen eine von den Töchtern des Hauses zufällig traf, wußte sie auf eine natürliche Art das Gespräch auf Scalvinoni und auf das Duell, das er, wie man sagte, vor einiger Zeit mit einem Pohlnischen Offizier gehabt, zu bringen, und warf, wie den Einfall einer

flüchtigen Neugierde, den Wunsch hin, den Ausgang dieser Affaire näher zu wissen.

Die Generalinn kannte ihre Leute, und wußte, daß sie den Auftrag um eine Auskunft in keine bessern Hände, als in die des Fräuleins Rosine, legen konnte, die zugleich eine der vorwitzigsten und schwatzhaftesten Personen war. Sie hatte nichts von dem Duell gewußt, und obwohl die Generalinn davon nur als von einer Sage sprach, so war doch selbst diese Sage dem neugierigen Mädchen wichtig genug, um sie als eine willkommene Neuigkeit zu ergreifen, und die Spur zu verfolgen, welche sich ihr zeigte.

Als Scalvinoni das nächstemahl bey ihren Ältern erschien, machte sie sich an ihn, und wußte das Gespräch so lange zu wenden, bis sie es endlich auf den vom König Sobiesky geschickten Courier gebracht, und auf die Frage, ob er wohl noch, ehe die Brücken abgeschossen worden, das andere Ufer erreicht haben werde? Dabey sah sie dem Adjutanten scharf in die Augen, und glaubte nun, sein Bekenntniß, oder wenigstens eine verrathende Äußerung könne ihr nicht entgehen.

Scalvinoni besann sich einen Augenblick.

Diese Frage, Katharinens neuliche Anwesenheit, die sichtbare Neugier, die auf Rosinens Antlitz lag, stellten sich plötzlich in seinem Geiste zu einem Ganzen zusammen; er glaubte zu sehen, was man von ihm wollte, und er nahm sich vor, seine Antworten darnach einzurichten. — Das zu beantworten ist mir nicht möglich, mein Fräulein! erwiederte er.

Wie so, Baron Scalvinoni? rief das Fräulein: Ihr könnt ja ungefähr die Zeit beurtheilen, wann er wegfuhr —

Wie sollt' ich? sagte Scalvinoni: Ich weiß wohl, wann er vom Commandirenden abgefertigt wurde; aber ich weiß nicht, wann er abfuhr.

Das solltet ihr nicht wissen? rief sie lebhaft: Ich dächte, ihr hättet ihn begleitet. — Sie sah ihn dabey forschend an. — Ich habe so etwas gehört.

Da hat man euch falsch berichtet, mein Fräulein!

„Wirklich? Ich dächte doch nicht. Man sagt, ihr hättet ein Duell mit ihm gehabt.“ — Sie betonte jedes Wort und hielt ihre Blicke fest auf ihn gerichtet: Ihr seyd wohlbehalten zurückgekommen, und nun ist es doch natürlich, daß man zu wissen wünscht, wie die Sache eigent-

lich hergegangen, und was aus eurem Gegner geworden ist.

So? fragte Scalvinoni: Ja, das letzte will ich wohl glauben. Man scheint vielen Antheil an dieses sogenannten Gegners Schicksal zu nehmen. Er ist nicht im Duell gefallen; das könnt ihr denjenigen, die sich bey euch darnach erkundigt haben, zum Troste sagen.

Es hat sich Niemand nach ihm erkundigt; ihr versteht mich falsch.

„O ich verstehe euch recht gut, mein gnädiges Fräulein, besser, als ihr selbst glaubt.“

Ihr seyd unerträglich!

„Das wäre mir unendlich leid.“

Ach so sprecht doch! Habt ihr oder Jemand anders mit ihm duellirt; denn, daß er duellirt, ist sicher.

„Ey, ey! Ihr seyd genau unterrichtet, meine Gnädige! Ich weiß von nichts. Ich habe den Herrn von Szalatinsky nur sehr flüchtig gesehn, wie er mit seiner schönen Cousine Arm in Arm ging, und glücklicher schien, als ich es jetzt bey euch bin. Er schien seiner Begleiterinn wenigstens nicht unerträglich.“

Die kleine Volkersdorf? Was ihr sagt! rief jetzt Fräulein Rosine lebhaft. Und nun be-

stürmte sie den Adjutanten mit Fragen nach dem Verhältniß zwischen dem Pohlnischen Offizier und Katharinen.

Scalvinoni hatte sie glücklich auf eine andere Spur gebracht. Er sagte ihr allerley, was ihm eben beyfiel; als sie aber endlich wieder auf die Duellgeschichte, und auf Szalatinsky's Schicksal zurückkam, antwortete er mit einer artigen Verbeugung, aber mit einem Tone, der zeigen konnte, daß das Gespräch ihn zu verstimmen anfing: Herr von Szalatinsky hat sich lebend über die Brücken entfernt, das kann ich euch sagen. Ob er duellirt, und mit wem? Ob er verwundet worden, ob nicht? das — weiß ich nicht, und ein so schöner Mund hat gewiß angenehmere Dinge zu sagen, und ein so liebenswürdiger Geist besseres zu denken, als die Fehde von ein Paar rauhen Soldaten.

Hiermit waren alle Erkundigungen, welche Fräulein Rosine erhalten konnte, zu Ende, und sie nicht viel klüger, als am Anfange des Gesprächs. Doch was hier nicht gelang, war einem Kopfe, wie der ihrige, nun schon zu sehr zur Angelegenheit geworden, als daß sie nicht auf andern Wegen hätte versuchen sollen, an ihr Ziel zu gelangen. So setzte sie denn alle

Hebel, die ihr nur zu Gebothe standen, in Bewegung, und mittelst anderer Offiziere, Bekannter von Scalvinoni, ja endlich durch Bestechung seines Bedienten brachte sie heraus, daß das Duell wirklich statt gefunden, daß der Pohlnische Offizier sich sehr brav gehalten, aber, von seiner Hitze hingerissen, dem kühlen Muthe des Adjutanten eine Blöße gegeben habe, der, als einer der geschicktesten Fechter, diesen benutzt, und seinem Gegner eine nicht unbedeutende Wunde in der Schulter beygebracht habe. — Als das Blut heftig hervor quoll, und der Rittmeister schwankte — so erzählte der Diener — ward es meinem Herrn herzlich bang; er sprang auf seinen Gegner zu, er fing den Sinkenden in seinen Armen auf, leistete ihm allen möglichen Beystand, ließ aus den nächsten Häusern Hülfe bringen, und that für ihn, was er nur für einen Bruder hätte thun können. Auch erkannte dieß der Fremde; er dankte meinem Herrn sehr freundlich, und ich mußte gleich in die Stadt zurück, einen Wundarzt zu hohlen, der dann für den ersten Verband sorgte, und den Rittmeister begleitete, wofür ihm mein Herr eine ansehnliche Summe zustellte.

Nun, und was brachte denn der Wundarzt für Nachricht zurück?

Der Wundarzt? fragte der Bediente erstaunt: Ey, der kam ja nicht wieder; der ist in Brünn oder Linz, und vermuthlich froh, bey dieser Gelegenheit gut aus der Stadt gekommen zu seyn.

Und der Rittmeister lebt?

„Ich will es hoffen; es wäre mir leid um ihn, denn er schien ein gar braver freundlicher Herr.“

Und war die Wunde tief?

„Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht, so viel konnte ich bemerken. Übrigens war alles so eilig, mein Herr mußte nach Wien herein, der Fremde über die Brücken, daß wir kaum Zeit hatten, das Allernöthigste zu thun oder zu sprechen; und so kann ich auch weiter nichts sagen, als daß ich hoffe, Gott werde ihm fortgeholfen haben.

Fräulein Rosine hatte nun über das Duell erfahren, was sie gewollt; aber nun lag noch der andere Theil des Geheimnisses, Katharinens und des Rittmeisters Verhältniß zu erforschen, vor ihr, und auch hier mußte sie klar sehen, eher konnte sie nicht ruhen. Statt also der Generalinn das nächstemahl, wie sie sie sah, das Re-

sultat ihrer Forschungen über den Ausgang des Duells mitzutheilen, machte sie unter dem Vorwand einer erwiedernden Artigkeit Katharinen einen Besuch, suchte es so einzuleiten, daß sie sich mit ihr allein fand, knüpfte ein Gespräch über Scalvinoni an, spielte die Unterredung auf ein Duell, das Scalvinoni kürzlich gehabt haben sollte, ließ Katharinen errathen, daß sie mehr wisse, als im Allgemeinen bekannt sey, und regte des Mädchens ganze Seele mit diesen Worten auf.

So soll es also wahr seyn? rief Katharine: Soll Scalvinoni sich geschlagen haben?

Ganz gewiß. Er ist ein bekannter Raufer, und hat schon Manchen gezeichnet, und Manchen erlegt.

Mein Gott! rief Katharine: Und soll es wahr seyn, daß er mit dem Pohlnischen Courier —

Ich glaube ja gehört zu haben, warf Rosine nachlässig hin, daß dieser Offizier mit euch verwandt sey?

Ja wohl! sagte Katharine: Er ist meiner Mutter Schwester Sohn.

Man sagt viel Gutes von ihm, entgegnete Rosine.

O er ist ein vortrefflicher Mensch, rief Ka-

tharine: So gut, so edel! Doch verzeiht! Ihr kennt ihn nicht, es kann euch gleichgültig seyn.

Nicht doch, Fräulein von Volkersdorf! Nicht im Geringsten! Alles was euch betrifft, hat Interesse für mich, antwortete Rosine verbindlich, und um so mehr, da des Offiziers trauriges Schicksal —

Sein trauriges Schicksal? rief Katharine: Mein Gott! Was wißt ihr von ihm?

Ich sollte es wohl euch nicht sagen, antwortete Rosine, die sich ihrer gelungenen List freute: Herr von Szalatinsky geht euch nahe an —

O sprecht, sprecht! rief Katharine zitternd, indem alle Schreckbilder ihrer Phantasie vor ihr aufstanden: Was ist's mit Szalatinsky? Lebt er?

Gelebt hat er, wie Herr von Scalvinoni nach Wien zurückkehrte. Aber er war bedeutend verwundet.

O großer Gott! rief Katharine: Verwundet, und allein, in den Auen verlassen!

Nicht doch! erwiederte Rosine: Sein Gegner ist ein edler Mensch, er hat für ihn gesorgt. Und nun erzählte sie mit Verschönerungen und Ausmahlungen, wie es die Gewohnheit der Menschen ist, deren Vergnügen im Sammeln und Erzählen von Neuigkeiten besteht, die ganze



Bayerische Staatsbibliothek München

Geschichte nach ihrer Art, ließ Katharine durch eine langsame Folter von Angst und Erwartung gehn, um sie zuletzt über die eigentliche Entscheidung in eben der Ungewißheit zu lassen, in der sie sich vor dem befand. Alles, was sie gewonnen hatte, war die traurige Gewißheit, daß Sandor verwundet war. Was dann aus ihm geworden, ob er lebe, ob er leide, ob er todt sey? hierüber lag noch eben der trostlose Schleyer, den zu lüften seit so vielen Tagen ihr heißester Wunsch und eine vollkommene Unmöglichkeit war; denn auch Scalvinoni's Nachrichten schlossen keine Beruhigung in sich.

Rosine entfernte sich endlich, nachdem sie hier ihren Zweck besser erreicht, und mehr über die Stellung Katharinens zu ihrem Vetter errathen hatte, als ihr bey den Erkundigungen gelungen war, die sie von Scalvinoni unmittelbar hatte einziehen wollen. Es war ihr erwiesen, daß Katharine ihrem Vetter mit mehr als Verwandtenliebe zugethan sey. Sie erinnerte sich dämmernd einmahl etwas davon gehört zu haben, daß Katharine ursprünglich nicht zum Kloster bestimmt, daß sie mit einem Verwandten ihres Hauses versprochen gewesen sey, ohne daß man wußte, warum sich ihr Schicksal geän=

[library stamp]

dert. Sie verglich, sie verband die Nachrichten, sie verschönerte und ergänzte, wo sie Lücken fand, und setzte sich eine Art Roman zusammen, der in einigen Stücken ziemlich mit der Wahrheit zusammenfiel, in andern aber himmelweit davon abstand, der aber für Rosinen den Werth voller Gewißheit hatte, den sie daher mit geheimnißvollen Mienen ihren Bekannten mittheilte, und zuletzt selbst glaubte.

Katharinen war nicht so wohl zu Muth. Mit Ungeduld wartete sie, bis Rosine sich entfernt hatte, um sich dem Schmerz und der Angst um den Geliebten ungestört überlassen, und ihre Thränen nicht mehr zurückhalten zu dürfen. So war es also gewiß! Sandor war verwundet! Was konnte nicht geschehen seyn, trotz der Begleitung des Wundarztes, auf der Reise, mitten im Getümmel einer unruhigen hin und her ziehenden Armee? Je weniger Katharine die eigentliche Lage der Dinge zu beurtheilen im Stande war, je schreckendere Möglichkeiten fielen ihr ein. Eine Menge düstere Bilder vereinten sich wechselnd vor ihrem Geiste. Sandor, bleich, blutend, auf einem elenden Lager, von allen seinen Freunden fern, der Pflege unbekannter kalter Menschen hingegeben, war die

Hauptgestalt, die nie aus ihren Blicken wich, im Wachen vor ihr stand, im Traume sie aufschreckte. Ach was hätte sie nicht darum gegeben, zu ihm eilen, für ihn sorgen, wachen, leiden zu dürfen! Es war unmöglich! Unfruchtbare Wünsche, vergebliche Gelübde waren alles, was sie darbringen konnte, und in dieser Ohnmacht lag die herbste Qual ihrer Lage.

Ihre liebste Zuflucht war jetzt das Gebeth, ihre einzige Erhohlung jene Arbeiten für die Armen und Kranken, denen sie sich mit doppeltem Eifer weihte. Sonst mochte sie nichts von allem, was vorging, wissen. Jede Erzählung von neuen Bedrängnissen, die die Feinde der Stadt zufügten, erinnerte sie an den schrecklichen Tag ihrer Ankunft, der eine Kluft zwischen ihr und dem Geliebten eröffnete. Fielen unruhige Auftritte in der Stadt unter der Menge vor, so mußte sie an das unselige Duell denken, das vielleicht ihr ganzes Lebensglück zerstört hatte; sprach man von den Hoffnungen auf Entsatz, von der Aussicht, die Feinde in Kurzem vertreiben, und die christliche Armee in die befreyte Stadt einziehn zu sehn, dann preßte ein bitteres Gefühl ihr Herz zusammen, wenn sie dachte, wie dann so manche Mutter ihre Söh-

ne, so manche Gattinn ihren Gemahl, so manche Braut ihren Geliebten wieder sehn und umarmen würden, und wie für sie — vielleicht kein Wiedersehn, oder nur ein schmerzliches seyn würde! So wurde nach und nach jede Berührung des Hin- und Herredens, der Neuigkeiten, der Besuche ihr unleidlich; sie flüchtete sich in die Einsamkeit ihres Zimmers, wenn Bekannte zur Frau von Preysing kamen, um nichts zu hören, was den stillen Gang ihres Kummers stören, und eine verletzende Ideenreihe in ihr erwecken konnte.

Darum sprach sie auch weder mit der Generalinn noch sonst mit Jemand über das, was ihr Herz drückte, und bewahrte ihren Schmerz, wie früher ihre Freude, als ihr stilles Heiligthum. Dabey blieb sie immer freundlich, und immer gefällig gegen Andere; sie erlaubte sich keine Laune, keine Klage, und trug ihren Kummer, von dem sie als dem allgemeinen Loos der Menschheit sich nicht ausnehmen zu dürfen glaubte, mit so viel Ergebung, daß, wer sie nicht kannte, sie für ganz ruhig, ja heiter gehalten haben würde. Nur Frau von Preysing und ihre Tochter bemerkten die gewaltige Veränderung wohl, die mit dem sonst so lebensfrohen Geschöpf vorge-

gangen war; sie wußten die Ursache, da aber Katharinen jedes Sprechen darüber wehe zu thun schien, vermieden sie freundlich alle solche Berührungen, ließen sie gewähren, wie sie glaubte, sich am besten in ihre Lage finden zu können, und hofften, daß die Zeit hier gänzliche Hülfe, oder wenigstens Milderung herbeyführen würde.

Katharine hatte noch keinen Verwundeten gesehn, so oft auch jetzt Unglückliche dieser Art von den Wällen durch verschiedene Straßen der Stadt nach den Spitälern gebracht worden waren, welche die Bemühungen des frommen Neustädter Bischofes in verschiedenen Klöstern oder leeren Gebäuden hatten einrichten lassen, und wo theils die Geistlichen und Nonnen, theils weltliche Krankenwärter oder Wärterinnen der Verunglückten pflegten. Ihre Vorstellung davon war also unbestimmt, und eben so unbestimmt war auch die von Sandors Zustand. Nun aber traf es sich eines Morgens, wo eben ein gewaltiger Angriff der Türken auf die Burg- und Löwelbastey vorüber war, und mehrere hundert Kugeln in die Stadt und auf die Wälle geflogen, viele Häuser beschädigt, viele Menschen verwundet worden waren, daß Katharine, nachdem das Schießen aufgehört hatte, und die

Bewohner der Stadt es wieder wagten, aus den festen Gewölbern oder Kellern, in welche sie sich geflüchtet, hervorzukommen, ihrer Gewohnheit nach in die St. Stephanskirche ging, Messe zu hören. Da begegnete ihr in der Weihburggasse ein Zug mehrerer Menschen, welche eben einige Schwerverwundete von dem Wall herab ins Kloster der Franziskaner brachten. Die offenen Tragbahren, auf welchen die Verwundeten lagen, gewährten ihr, indem sie dicht an ihr vorüber kamen, den vollen Anblick des traurigen Schauspiels, und der erste, den sie erblickte, war ein junger Mensch, ein Student, der sich auf dem Walle sehr ausgezeichnet, dem eine feindliche Kugel den Arm zerschmettert hatte, und der bleich wie ein Todter mit brechenden Blicken, von allem seinen Blut überströmt, vor ihr lag. Eine wirkliche, oder eingebildete Ähnlichkeit mit Sandor ergriff sie so heftig, daß sie einen Schrey ausstieß, und sich einem Schwinden ihrer Sinne nahe fühlte. Eine alte Frau stand ihr bey; sie verlangte nach Hause geführt zu werden, und Frau von Preysing fürchtete, daß der Schrecken sie krank machen würde. Das geschah nicht; aber das entsetzliche Bild hatte sich ihrer Phantasie eingeprägt. Sie dachte und

sprach von nichts, als dem Verwundeten, kehrte von jedem andern Gegenstand wieder auf diesen zurück, und vermengte in ihrem aufgeregten Zustand Sandor und den Unbekannten auf eine so seltsame Art, daß sie manchmahl glaubte, jenen selbst erblickt zu haben. Eine augenblickliche Besinnung überführte sie freylich von ihrem Irrthum; aber es brauchte mehrere Stunden, bis sie sich erhohlt, und den ersten furchtbaren Eindruck abgeschüttelt hatte. Denselben Nachmittag kam der Bischof zur Frau von Preysing. Er erzählte von der großen Anzahl der Verwundeten, welche sich durch die vielen Ausfälle so wie durch die mit Wuth unternommenen und mit der größten Anstrengung abgeschlagenen Stürme in der Stadt häuften, von der Unzulänglichkeit der Mittel, sie zu versorgen, besonders aber von dem Mangel der Wartung und Pflege, indem sich bey Weitem leichter solche Personen fänden, die Geld, Lebensmittel und andere Bedürfnisse liefern, als die selbst an eine Pflege Hand anlegen wollten, welche mühsam, oft abstoßend, und sogar der eignen Gesundheit nachtheilig seyn konnte. Katharine saß, mit Arbeit beschäftigt, still auf der Stufe des Erkerfensters an ihrem Tische, und

nahm keinen sichtbaren Antheil an dem Gespräch; aber keines der Worte des Bischofs, welcher für sie überhaupt eine sehr verehrungswürdige Person war, ging ihr verloren, und eine Ideenreihe knüpfte sich daran, welche dem Druck des Kummers, den sie nun schon so lange empfand, eine wohlthätige Ablenkung versprach. Doch schwieg sie, und sagte nichts. Abends kam die Generalinn und sprach von den Verwüstungen, welche das heutige Kanoniren auf den Wällen angerichtet, von den vielen Menschen, die es gekostet, von der täglich wachsenden Noth der Stadt. Schon waren eine Menge der ausgezeichnetsten Offiziere todt oder verwundet, die Vorräthe an Lebensmitteln und Munition wurden kleiner, die Theurung nahm überhand, und da Feuersbrünste sehr häufig waren, und auch bey andern Gelegenheiten Sturm- und Nothzeichen zu geben nöthig war, hatte der Commandant gebothen, daß in keiner Kirche mehr geläutet werde, und nur der Klang der großen Glocke zu St. Stephan, wenn sie ertönte, ein Signal allgemeiner Gefahr seyn solle, bey deren Ton die Bürger auf ihre bestimmten Sammelplätze, den neuen Markt, den Hof und die Freyung, die Weiber aber an die Brunnen eilen

und Wasser zum Löschen schöpfen sollten. [10]) Die Spitäler füllten sich mit Verwundeten und Kranken, welche zum Theil der Mangel genugsamer und gesunder Kost in diesen Zustand gebracht, und alles deutete auf den sehr verschlimmerten Zustand und auf die dringliche Nothwendigkeit baldiger Errettung hin. Dennoch nahm der Eifer der Besatzung eher zu als ab, und auch die Einwohner wetteiferten in gutem Willen und Dienstleistungen mit dem wirklichen Militär.

Sogar Weiber, fuhr die Generalinn fort, sogar Weiber nehmen nach Möglichkeit an der Vertheidigung Theil. Sie bezeigen sich unermüdet beym Wasser Schöpfen und Eimer Füllen, beym Ausgraben der Minen, beym Wegschaffen der Erde, kurz überall, wo man ihrer geringen Kraft bedarf und sie benützen kann.

Das freut mich, sagte die Oberstinn: Auf diese Art ist es auch dem schwächern Geschlecht möglich, zu dem verdienstlichen Werke beyzutragen, und seine Pflichten als Christinnen und Mitbürgerinnen zu erfüllen.

Katharine war bey diesen Worten näher gekommen, und horchte aufmerksam. Gewiß, sagte die Generalinn, sie thun das auf mannigfa-

che Weise. Des Bischofs Ermahnungen haben sogar einige vermocht, in den Spitälern die Dienste von Wärterinnen und Aufseherinnen zu übernehmen. Man hat mich versichert, daß er mehrere von der dienenden Classe sowohl als Frauen des Mittelstandes zu diesen verschiedenen Leistungen beredet habe.

Das scheint mir sehr verdienstlich, sagte Katharine, und die beste Art, wie Frauen ihre Menschenliebe und ihren Eifer fürs allgemeine Beste bezeugen können. Nur Eins kommt mir schwierig vor. Wie könnte, z. B. ein unverheirathetes Frauenzimmer sich entschließen, unbekannte Männer zu warten oder zu pflegen?

Es gibt Modalitäten, antwortete die Generalinn: Man kann ja durch Bereitung der Arzeneyen, durch Aufsicht in der Küche und auf die Wärterinnen, durch Leitung der Arbeiten u. s. w. recht nützliche Dienste leisten, ohne sich gerade mit der unmittelbaren Pflege fremder Männer zu befassen, die freylich für jedes Frauenzimmer, möge sie verheirathet seyn oder nicht, etwas Mißliches und nicht wohl Anständiges hat.

Mein Kind! sagte Frau von Preysing: Jegliches Ding hat zwey Seiten. Ein ehrwür-

diger Nahme, ein heiliges Gelübd kann auch hier die Soeur grise vor jedem Tadel, vor jedem Verdacht der Lästersucht, so wie vor jedem unziemlichen Betragen schützen.

Was ist das, eine Soeur grise! fragte Katharine.

Frau von Preysing erklärte ihr den Ursprung dieses Instituts, der frommen Schwestern, welche sich der Pflege der Kranken sowohl in ihren als fremden Häusern weihen. Sie erzählte ihr, was diese wohlthätigen Frauen in Frankreich bey verschiedenen Anlässen Gutes gewirkt hatten. Sie führte manches Beyspiel rücksichtsloser Selbstaufopferung an, und schloß damit, daß schon mehrere Monarchen diesen segenbringenden Orden in ihren Staaten einzuführen gesucht, und deßwegen solche Nonnen aus Frankreich verschrieben hätten.

Katharine hörte mit leuchtenden Augen zu. Dieser Beruf dünkte sie so schön, so ganz das, was sie unbestimmt und in allgemeinen Umrissen im Stillen bey sich gedacht hatte. Sie fragte immer mehr, ließ sich von diesem Orden erzählen, was nur die Oberstinn und ihre Tochter wußten, und schien zum erstenmahl seit dem Tage, wo sie Sandors Verwundung vernommen

hatte, wieder einmahl recht heiter und vergnügt. Aber sie äußerte sich nicht weiter. Tief in der stillen Brust bewahrte sie den Eindruck und den Vorsatz, den er in ihr erregte, arbeitete ihn in ihren einsamen Stunden aus, weihte sich dazu durch Gebeth und innige Aufopferung, und trat dann am andern Morgen zu ihrer Mutter, um ihr den Wunsch zu eröffnen, in einem der Spitäler, wo man kranke, oder bey den Minen, beym Feuerlöschen u. s. w. verunglückte Frauenspersonen aufnahm, sich der Verpflegung derselben zu widmen.

Erstaunt blickte Frau von Volkersdorf sie an. Dieser Entschluß kam ihr so unerwartet, und befremdete sie so sehr, daß es einige Zeit brauchte, bis Katharine sie nur zuerst mit dieser Vorstellung befreunden konnte. Sie führte ihr aber Ludwig den Heiligen, die heilige Landgräfinn Elisabeth und mehrere Personen der Legende und Geschichte an, die von viel höherm Rang und von edlerer Geburt, als ein Edelfräulein, eine Übung gottgefälliger Pflicht und Selbstverläugnung in solchen Leistungen gesucht, und es gelang ihr endlich die Matrone zur Einwilligung in ihre Bitte zu vermögen. Viel besser faßte Frau von Preysing sie auf, als Mut-

ter und Tochter diesen Gegenstand vor sie brachten; sie hatte es geahnet, sie hatte es zum Voraus in Katharinens Seele erkannt, und erklärte der Frau von Volkersdorf unumwunden, daß sie nicht allein Katharinens Vorsatz höchlich billige, sondern, wenn ihre Jahre und Kräfte es ihr erlaubten, sie gern begleiten und ihr helfen würde. Darüber verwunderte sich nun jene Frau noch mehr; aber Frau von Preysing hatte in den wenigen Monathen, welche sie beysammen zugebracht, bereits, ohne es zu wollen, ein solches Übergewicht über ihre neue Hausgenossinn bekommen, daß diese sich gern ergab, alles für recht und verständig zu halten, was sie Frau von Preysing thun oder billigen sah. Diese bath es sich nun von Mutter und Tochter aus, daß sie es seyn dürfe, welche dem Bischof Katharinens Vorsatz melden, und ihm zu der neuen Eroberung für seine edlen Zwecke Glück wünschen dürfe.

Ein französisch zierlich geschriebenes Billet, in welchem die fein gebildete Frau alle Artigkeit ihres Zeitalters mit der Würde zu vereinigen wußte, die die Achtung für einen der vorzüglichsten Kirchenfürsten erforderte, ersuchte den Grafen um einen Besuch. Er kam noch

denselben Nachmittag, und empfing mit väterlicher Freude die Versicherung, eine neue thätige Pflegerinn und Versorgerinn seiner kranken Kinder, wie er die Hülfsbedürftigen der ganzen Stadt nannte, in Katharinens Person zu erhalten, die er, seit er sie kannte, mit wohlwollender Achtung ausgezeichnet hatte.

Schon am andern Morgen führte er sie selbst bey den Ursulinerinnen in die Paar Krankenzimmer ein, welche unter der Aufsicht der Nonnen daselbst zum Behuf der Kranken weiblichen Geschlechts eingerichtet waren. Er hatte diesen Ort aus freundlicher Rücksicht gewählt, da er nicht weit von Katharinens Wohnung entfernt war; er empfahl sie den guten Klosterfrauen, welche abwechselnd die Pflege der Kranken besorgten, und denen Weiber aus der Stadt in den gemeinen Dienstleistungen zur Hand gingen.

Freudig trat sie ihr neues Geschäft an. Die Klosterfrauen sahen mit Vergnügen, wie willig und wie geschickt sie sich in jede Art von Verrichtung, sey es persönliche Bedienung, Vertheilung der Arzneyen, der Nahrung u. s. w., zu finden wußte. Ihre Wirthschaftskenntnisse kamen ihr sehr dabey zu Statten. Seit Katharine öfters in der Küche nachsah, auch wohl

Speisen oder Arzneyen selbst bereiten half, was sie bey ihrer Mutter gelernt hatte, befanden sich die Kranken viel besser. Ihre Reinlichkeit und Ordnungsliebe erhielt die Zimmer im trefflichen Stande, die heitere Freundlichkeit, mit der sie alles leistete, verbreitete denselben Geist rings um sie her, und Vieles, was vorher aus Zwang oder nur halb geschehen war, wurde jetzt vollständig und wie von selbst verrichtet. Ihr Inneres war ruhig. Jetzt hatte sie erreicht, wornach sie lange, ohne sichs recht klar machen zu können, gestrebt hatte, einen nützlichen, ja mühevollen Wirkungskreis, in welchem sie sich Verdienste vor Gott sammeln konnte, und die Aussicht, wenn denn ihre Hoffnungen auf irdisches Glück wirklich vernichtet seyn sollten, einen Ersatz dafür im Walten und Sorgen für Andere zu finden. So dachte sie die Beschwerden, die Anstrengungen, denen sie sich jetzt freudig unterzog, Gott für ihres Sandors Genesung und Glück aufzuopfern, wenn er noch lebte. Was sie den Kranken that, um die sie war, sollte Gottes allmächtige Gnade dem verwundeten und leidenden Freund von andern unbekannten Menschen geschehen lassen, und sie konnte sich ordentlich freuen, wenn hier und dort ihr etwas sehr

mühsam, sehr widrig wurde, nun wieder etwas Mehreres, was ihrem Sandor zu Gute kommen könnte, geleistet zu haben. War er aber todt — sollte sie den Freund, an dem ihre Seele hing, nicht mehr auf Erde sehen: dann hoffte sie von ihrer Mutter ohne gar zu große Schwierigkeit die Erlaubniß zu erhalten, den Orden der Canonissinnen zur Himmelpforte mit dem nicht minder verdienstlichen einer Soeur grise vertauschen zu dürfen, besonders da sie sich gern verpflichten wollte, ein ewiges Gelübde abzulegen, und sie in der nützlichen Thätigkeit einer Nonne solcher Art einen viel schönern Zweck ihres Lebens zu sehen glaubte, als in der abgeschlossenen Beschaulichkeit einer gewöhnlichen Klosterfrau.

Abermahls vergingen auf diese Art gegen vierzehn Tage. Der August-Monath war weit vorgerückt, die kaiserliche Armee am andern Ufer der Donau aufgestellt, welche sich täglich durch Eintreffen von zahlreichen Hülfsvölkern aus den kaiserlichen und Reichslanden verstärkte, und man erwartete nur noch die Ankunft des Königs von Pohlen mit seiner Armee, um etwas Entscheidendes zur Rettung der Hauptstadt von Österreich zu unternehmen.

In dieser Stadt aber sah es immer mißlicher aus. Der Großvezier, erbittert über den hartnäckigen Widerstand, der seinen Schaaren starken Verlust zufügte, zugleich unterrichtet von den Bewegungen, die am jenseitigen Gestade vorgingen, und den Hoffnungen, welche man nährte, both nun alle seine Macht und allen guten Willen seiner Truppen auf, um die Stadt aufs Äußerste zu treiben, und sie entweder durch Sturm oder Übergabe zu bezwingen, ehe Sobiesky, den er als Feldherrn achten, und als Feind scheuen mußte, das Christenheer mit dem seinigen verstärken konnte. Beynahe täglich wagte er auf irgend einer der Basteyen einen verzweifelten Sturm. Häufige Minen untergruben die nächsten Umgebungen der Wälle, und drohten selbst diesen den Einsturz. Die Belagerten verloren ihrerseits viele Leute bey den Gegenminen, welche sie gruben, bey den häufigen Ausfällen, welche Starhemberg unternehmen ließ, um die Arbeiten der Feinde zu zerstören, und bey dem Abschlagen der Stürme. Schon fingen Krankheiten an, sich zu zeigen, die einen ansteckenden Character annahmen. Starhemberg war zwar von seiner Wunde genesen, aber die Contagion hatte auch ihn ergriffen. Ent-

kräftet und halb krank machte er täglich die Runde auf allen Wällen, stärkte die Kämpfer durch Beyspiel und Wort, betrieb die Arbeiten, erschien mit Collonits in den Spitälern, bey den Bäckern, in den Magazinen, wo es galt, durch Aufsicht und Ermunterung zu wirken, und bestieg, so oft es thunlich war, den Stephansthurm, auf dem er sich seine Warte angelegt, ein kleines Bänkchen an der Ostseite der Stadt, das noch steht, und denen mit achtungsvoller Erinnerung gewiesen wird, die den Thurm besteigen, und das ihm durch die zierlich durchbrochenen Mauern des Thurms die Aussicht gegen das Lager der Feinde und einen Überblick ihrer Arbeiten so wie ein sehnsüchtiges Anschaun gegen jenes Ufer gewährte, wo die Helfer standen, und ach, wie so lange zögerten! [11])

Scalvinoni, sein Adjutant, begleitete ihn fleißig bey allen diesen Verrichtungen. Nur in die Spitäler ging er selten; denn dort glaubte er weniger an seinem Platz zu seyn, als der Bischof oder der Stabsarzt, den der General zu Rathe zog. Auch hatte er wohl keine Ahnung, wen er in einem dieser Wohnungen des Jammers hätte finden können. Er hatte Katharinen lange nicht gesehn. In das Haus, wo er

sie einmahl getroffen, war sie, erschreckt eben durch jene Begegnung, nicht wieder gekommen, und ihr jetziger Beruf nahm so sehr ihre Kräfte und ihre Zeit in Anspruch, daß sie wenig zu Hause, und kaum am frühsten Morgen auf der Straße den kurzen Weg von ihrer Wohnung bis zu den Ursulinerinnen zu sehen war. Zudem forderte die wachsende Bedrängniß der Stadt des Commandirenden und seines Adjutanten größte Thätigkeit auf. In dem Gewirre der Geschäfte, in der Richtung aller seiner Kräfte auf ein ganz anderes Ziel, fing der Eindruck, welchen das schöne Mädchen auf ihn gemacht, und dem hauptsächlich die Fehde mit ihrem Begleiter, so wie die Hindernisse, die sich ihm entgegensetzten, eine höhere Bedeutung gegeben hatten, sich zu verlieren an. Die Züge des unschuldsvollen Gesichts, der Ausdruck von sanfter Wehmuth, das schüchterne und einfache Benehmen des stillen Landmädchens, das in den ersten Tagen der Bekanntschaft seine Einbildungskraft entzückt hatte, erschien nun selten vor ihm, und vielleicht wäre es nach und nach ganz aus seiner Erinnerung gleich manchem frühern Eindruck solcher Art entschwunden, hätte nicht ein Zufall ihn zu den Ursulinerinnen geführt, wohin sein

General mit dem Bischof vorausgegangen war, und ihn in einer halben Stunde bestellt hatte. Die Krankenzimmer waren außerhalb der Clausur angelegt, und männlichen Schritten daher der Eingang möglich, wie es denn auch in diesen Umständen nicht ganz zu verweigern war. Eine Layschwester wies den Adjutanten in einen Gang, der zu dem Krankensaal führte, hieß ihn hier warten und ging, seine Ankunft zu melden. Noch stand er auf dem Gange, als Katharine, eine Flasche Arzney in der Hand, und einige zinnerne Schalen geschickt ineinander gestellt in der Andern, aus einer Thür trat, und betroffen einen Augenblick stehn blieb, wie sie einen Offizier gewahrte und Scalvinoni erkannte. Dann wollte sie mit einem flüchtigen Gruß schnell bey ihm vorüber; er aber trat ehrerbiethig einen Schritt näher, grüßte sie so achtungsvoll und schien so bestürzt durch ihre Erscheinung, daß sie es für unartig gehalten hätte, ohne Zeichen der Erkennung vorüber zu eilen. Sie hielt also ebenfalls ihre Schritte einen Augenblick inne, und Scalvinoni sagte, indem eine jähe Purpurgluth sein Gesicht übergoß: Mein gnädiges Fräulein! — Welche Erscheinung? Wie kommt ihr hierher?

Ich helfe hier den Klosterfrauen, antwortete sie bescheiden, wo sie mich brauchen können. Sucht ihr hier Jemanden, Herr Hauptmann?

Mein General ist mit dem Bischof hier, und ich bin gekommen ihn abzuhohlen, erwiederte er.

Seyd ihr schon gemeldet? fragte Katharine freundlich, und auf dem Sprunge fortzugehn: Sonst will ich —

Bemüht euch nicht, mein Fräulein, rief der Offizier, und beraubt mich nicht so schnell eines Glückes, das mir so selten wird — und das ich so sehr — Er wollte noch mehr Verbindliches — vielleicht sogar etwas Zärtliches sagen; aber in dem Augenblicke öffnete sich eine Thüre ihnen gegenüber, und heraus trat Graf Starhemberg, der Bischof und noch ein Paar Personen. Katharine eilte schnell mit einer flüchtigen Verbeugung in das nächste Zimmer. Starhemberg heftete einen halb lächelnden, halb forschenden Blick auf seinen Adjutanten. Was war das? sagte er: Habt ihr hier Bekanntschaft, Herr Hauptmann?

Ich habe das Fräulein von Volkersdorf einigemahl gesehn, antwortete er ablenkend.

Mir ist das Gesicht auch bekannt, antwor-

tete der General: Ein schönes Mädchen! Aber wie kommt sie hierher? Ist sie eine Pensionärinn?

Es ist ein Engel, fiel der Bischof ein, die aus Liebe Gottes und des armen Mitmenschen sich freywillig entschlossen hat, die Kranken hier zu pflegen. Er sagte noch manches Gute von ihr, das dem Adjutanten sehr süß klang, und während dieses Gespräches hatten sie alle drey den Klostergang verlassen, und Katharinen die Freyheit gegeben, aus ihrem Versteck, in das sie nur, um sich den Blicken der Männer zu entziehen, geschlüpft war, heraus zu kommen und ihrem Geschäft nachzugehn.

Scalvinonis Anblick war ihr unangenehm gewesen, und was sein anfänglich bescheidnes Benehmen gut gemacht hatte, verdarb die letzte Galanterie wieder, in der ihn eben die Ankunft seines Generals unterbrochen hatte. Katharine pries sich glücklich, ihm so schnell entgangen zu seyn. Sie konnte sich eines widrigen Gefühls nicht erwehren, wenn sie ihn sah. Sandors Andenken kehrte mit doppelter Wehmuth zurück, und sie dachte mit Sorge daran, daß jener vielleicht Mittel finden würde, sich ihr zuweilen zu nähern, da er nun schon einmahl erfahren, wo sie ihre meiste Zeit zubrachte.

Die wachsenden Bedrängnisse der Stadt hinderten indessen einen Vorsatz solcher Art, obwohl ihn Scalvinoni im ersten Augenblick des Wiedersehens gefaßt, und, nachdem der Bischof vor dem General so viel zu Katharinens Lobe gesagt hatte, noch recht mit Lust ausgebildet hatte. Aber er kam den ganzen Tag beynahe nicht von der Seite des Commandirenden weg, und, da das Graben und Sprengen der Minen und andere unruhige Bewegungen in dem feindlichen Lager selbst die Nächte durch die Besatzung in steter Aufmerksamkeit hielten, manche Nacht nicht aus den Kleidern, so daß es ihm unmöglich ward, seinen verliebten Wünschen zu folgen. Katharine sah ihn nicht wieder, und ihre stille Ruhe kehrte zurück.

Doch wenn Scalvinoni auch keine Möglichkeit fand, sich ihr persönlich zu nähern, so hatte er doch nunmehr einen Weg entdeckt, auf dem er sich Nachrichten von ihr und über sie verschaffen konnte. Dieß war Graf Collonits, der sehr viel um Starhemberg war, und dem man Katharinens Nahmen nur nennen durfte, um den würdigen Greis in Lob des einfachen, frommen und klugen Kindes überströmen zu hören. Scalvinonis Eitelkeit fühlte sich in dem Gegenstand

seiner Bewerbungen geschmeichelt, und er bildete sich ein, Katharine sey ihm viel theurer geworden. Auch konnte seine bessere Empfindung so viel Gutem seine volle Achtung nicht versagen, und er nahm sich vor, wenn nur erst die stürmische Zeit der gegenwärtigen Gefahr vorüber seyn würde, dieser Sache reiflicher nachzudenken und vielleicht seinen Lebensplan daran zu knüpfen.

Täglich mehrten sich nun auch Katharinens Arbeiten, und täglich, ja stündlich traten Noth, Elend, Mangel, dringender und näher an sie heran. Die Zahl der kranken Frauen und Weiber, welche man in die Spitäler brachte, vergrößerte sich ohne Verhältniß zu den Mitteln, sie zu erhalten und zu pflegen. Früher hatte Katharine von ihrer Mutter Genügsamkeit, welche freudig allem Überflüßigem entsagte, um ihre leidenden Nebenmenschen zu unterstützen, und von der Vorsicht der Frau von Preysing, welche ansehnliche Vorräthe von allerley nothwendigen Dingen in ihrem Hause aufgehäuft hatte, Vieles an Geld und Lebensbedürfnissen für ihre Kranken erhalten, und immer war sie den Klosterfrauen wie ein helfender Engel erschienen, dessen Ankunft Gutes jeder Art brachte. Nach

und nach versiegte diese Quelle. Die Anzahl der Hülfsbedürftigen wuchs in eben dem Grade, als die Dauer des Belagerungsstandes sich in eine trostlose Länge zog. Frau von Volkersdorf hatte bald selbst kein bares Geld, Frau von Preysing kaum so viel Vorräthe, als zur nothdürftigen Erhaltung ihres Hauses auf die unbestimmte Zeit, bis endlich Erlösung käme, unentbehrlich war. Katharine konnte schon seit mehreren Tagen nichts ins Kloster mitbringen als ein Herz voll innigstem Mitleid und unerschöpflich gutem Willen; aber auch so war sie dem Hause ein Segen, und die Kranken, die ihrer Pflege anvertraut waren, fühlten sich jederzeit beruhigt, wenn sie nur ins Zimmer trat, und folgten ihr mit frommen Wünschen und segnenden Blicken.

Der Augustmonath war nun zu Ende; die Belagerung hatte bereits sechs lange Wochen gewährt und noch immer war die Rettung fern. Die Türken schienen ihre Wuth zu verdoppeln, so wie der Widerstand der Belagerten die Eroberung der Stadt in die Länge zog, und der Herbst herannahte, mit dessen Eintritt die Asiatischen Truppen ihrer Gewohnheit nach das Heer des Sultans zu verlassen und in ihre Heimath zu

ziehen gewohnt waren. Die Stadt empfand mit Angst diese verstärkten Angriffe. Schon war an einigen Orten, besonders an der Burg- und Löbelbastey durch gesprengte Minen großer Schaden geschehen; die Ketten, die Graf Starhemberg vor die Eingänge der Straßen ziehen ließ, die Verrammlung aller Stadtthore und mehrere ähnliche Anstalten zeigten den erschreckten Einwohnern, daß man sich eines Äußersten versehe. [12]) Desto sehnsüchtiger, desto beängsteter war ihr Verlangen nach Rettung und Entsatz, der immer noch zögerte, weil das Christenheer sich ohne Hülfe der Pohlen nicht stark genug fühlte, den Feind allein anzugreifen. Zwar hatten frühere Kundschafter, denen es gelungen, sich durchs türkische Lager zu schleichen, die Nachricht gebracht, daß von allen Seiten deutsche Truppen, aus Bayern, Franken, Sachsen, u. s. w. anlangten, die Armee zu verstärken; aber noch war Sobiesky nicht da. Auch wollte, seit einer der Kundschafter verunglückt war, und die Türken ihre Wachsamkeit verdoppelt hatten, sich Niemand mehr dem gefährlichen Wagniß unterziehen. Allnächtlich ließ Starhemberg vom Stephansthurm Racketen, wie feurige Seufzer der bedrängten Stadt, aufsteigen, die dem Christen-

heere die Noth derselben künden sollten. Allnächtlich harrte er auf das längst verabredete Zeichen, daß von der Spitze des Kahlenberges sich eine gleiche Anzahl solcher Lichtpuncte erheben, und ihm eine Freudenbothschaft der gegenwärtigen Rettung seyn sollten; — [18]) Tag an Tag, Nacht an Nacht verging, das Feuerzeichen erhob sich nicht, die Stadt sah ihrem Untergang entgegen, und es fand sich nicht einmahl ein entschloßner Mensch, der es gewagt hätte, diese bedrängte Lage dem befreundeten Heere kund zu thun. Katharine wußte das Alles durch den Bischof, der bey seinen Besuchen in den Spitälern das bey den Ursulinerinnen selten vergaß, und dort im Gespräche mit dem unschuldigen Kinde, dessen unbefangner Geist jedes Verhältniß klar und richtig auffaßte, eine Art von Erhohlung, und in ihrem gesunden Urtheil manchen nützlichen Fingerzeig fand. Katharine ihrerseits war dem frommen Greise mit kindlichem Vertrauen ergeben, und hatte ihm bereits ihre Gedanken über die Wahl ihres künftigen Berufs eröffnet, den er — vorausgesetzt, daß ihr Bund mit Sandor nicht Statt haben könne und ihre Mutter einwillige, höchlich billigte.

In den letzten Tagen des August hatte man

unter andern Kranken eine ansehnliche Frau griechischer Religion von mittlern Jahren gebracht, die durch das Zerplatzen einer eingeworfenen Bombe in ihrem Hause bedeutend beschädigt worden war. Katharine, der die rasche entschloßne Frau in ihrem ganzen Wesen gefiel, pflegte ihrer mit erhöhter Sorgfalt. Den andern Morgen rief man sie zur Pforte, weil ein Mann in der Uniform des Frankischen Freykorps da sey, um Nachricht von dem Befinden der griechischen Frau einzuziehn. Katharine trat ins kleine Pfortenzimmerchen, und fand ihren frühern Bekannten, Herrn Kolschützky, der ebenfalls erstaunt und erfreut war, in der Pflegerinn seiner Schwester — denn das war jene Verwundete, — des unvergeßlichen Zriny's Schwägerinn zu finden.

Gar mancherley, doch meist schmerzhafte Gefühle bewegten Katharinen bey Kolschützky's Anblick. Zriny's, ihrer Schester Schicksal, die Erinnerung an jenen Tag der entsetzlichen Flucht, an Sandors Wiedersehn, alles stürmte auf ihr Herz und statt eines Willkomms brach sie in Weinen aus. Kolschützky verstand sie. Er wartete, bis ihre erste Bewegung vorüber war, und sie faßte sich, so schnell sie konnte, um ihn in

keine ungegründete Angst um seine Schwester zu setzen. Dieser ging es bedeutend besser, und Katharine konnte ihm die Versicherung geben, daß sie in wenigen Tagen das Spital verlassen, und zu Hause ihre vollständige Heilung würde abwarten können. Kolschützky dankte der hülfreichen Pflegerinn mit warmer Empfindung, dann verbreitete sich schnell das Gespräch auf Zriny, auf ihre Schwester, auf die bedrängte Lage der Stadt. Von beyden ersten wußte Kolschützky ihr durchaus nichts zu sagen, da jede Gemeinschaft mit den Umgebungen und dadurch mit allen fernern Gegenden abgeschnitten war. Da fuhr ein schneller Gedanke durch Katharinens Seele. Sie wußte genug von Kolschützky, um ihm die erforderliche Geschicklichkeit und Entschlossenheit zuzutrauen, eine verläßliche Nachricht ins christliche Lager und von da zurück zu bringen. Konnte es irgend Jemand verrichten, so war dieß Kolschützky; aber ob er wolle? die große Frage. Indessen unternahm sie es, dem Freunde ihres Schwagers, der diesen früher zu manchem gefahrvollen Geschäft gebraucht, den Gedanken nahe zu legen, daß er zum Besten der Stadt, die er aus freyer Wahl zu seinem Aufenthaltsorte gewählt, und der er wäh-

rend der Belagerung schon manchen erheblichen Dienst geleistet, etwas ähnliches wagen könnte. Kolschützky sah sie forschend an. Ist es euer Wunsch, mein Fräulein, daß ich Kundschaft über die Donau bringe? sagte er.

Es ist mein Wunsch, Herr Kolschützky, erwiederte Katharine, wie es der jedes unserer bedrängten Mitbürger ist. Es wäre, ich weiß das von sehr guter Hand, es wäre von der größten Wichtigkeit, wenn der Commandirende einen entschlossenen und verläßlichen Mann fände, der es übernähme, dem Herzog von Lothringen eine wahre Schilderung der Lage der Stadt zu bringen, und ihm hinwieder eine sichere Weisung, bis in wie viel Tagen er auf den Entsatz rechnen könne. Das weiß ich, Herr Kolschützky, und ich glaube in euch den Mann zu kennen, der, wie gar Niemand anders, zu diesem Geschäfte tauglich wäre.

Kolschützky lächelte beyfällig: Euer Vertrauen ehrt mich, mein Fräulein, und ich hätte Lust, es zu verdienen. Daß ich mich nicht früher zu solchen Aufträgen bey dem Herrn Stadtcommandanten gemeldet, war die Ursache, weil ich an meinem jetzigen Posten als Lieutenant des Freykorps ebenfalls nicht unnützlich, ja bey

mancher Gelegenheit nothwendig zu seyn geglaubt habe. Meint ihr aber, daß ich durch Übernehmung eines solchen Auftrags meinem erwählten und theuren Vaterland Österreich noch nützlicher seyn könnte, so will ich gern dem Herrn Commandirenden meine geringen Dienste anbiethen.

Wollt ihr das? rief Katharine freudig: O ihr werdet euch unsterbliches Verdienst erwerben, und — sie stockte; denn in demselben Augenblicke stand die Möglichkeit, durch diesen Weg vielleicht auch Nachricht von Sandor, ob er lebe und gesund sey, zu erhalten, ergreifend vor ihrer Seele —

Was wollt ihr sonst noch, mein Fräulein? Sagt! Ich bin bereit zu thun, was in meinen Kräften steht.

Katharine bedachte sich einen Moment. Schüchternheit und Liebe kämpften in ihrer Brust. Endlich sagte sie, mit Purpur übergossen, und ohne den Muth zu haben, Kolschützky anzusehen: Ein Verwandter unseres Hauses, ein Herr von Szalatinsky, dient in der Pohlnischen Armee und ist Rittmeister unter des Königs Leibregiment. Er war als Courier hier, den Tag, ehe die Feinde kamen. Ob er glücklich über die Do-

nau entkommen, ob er im Hauptquartier des Herzogs von Lothringen oder bey seinem Könige ist, oder was sonst mit ihm geschehen sey? — ihre Thränen brachen in dem Augenblicke wieder hervor und hinderten sie eine Minute am Sprechen — wäre meiner Mutter und mir zu wissen, sehr werth. Wenn es euch nun möglich wäre, Herr Kolschützky, diesen Offizier oder wenigstens Nachricht von ihm zu finden —

Warum habt ihr mir das nicht zuerst gesagt, mein Fräulein? rief der treue Mensch lebhaft aus: Ich kann Euch einen Dienst leisten? O ich gehe sicher über die Donau! Es ist so gut als wäre ich schon drüben. Euch will ich dienen; denn ich betrachte mich als von meinem theuren unglücklichen Herren auf euch vererbt. Ihr seyd seine nächste Verwandte hier. Ihr habt ein Recht auf mich, und was ich dem unvergeßlichen, letzten Sprößling des Zrinyschen Hauses, leider, nicht mehr leisten kann, das sey euch, und durch euch ihm geleistet! Bey diesen Worten streckte er Katharinen die Rechte hin, die diese, tief gerührt und in lautes Weinen ausbrechend, ergriff und herzlich drückte. Auch Kolschützky fuhr mit dem Finger über die Augen, und beyde schwiegen durch einige Momente, die

dem Andenken des unglücklichen Hauses Zriny geweiht waren. Dann sagte er: Laßt uns einander nicht unnöthig erweichen, mein Fräulein! Schwere Stunden werden kommen, und es braucht jeder seine Kraft. Nehmt nochmahls meine Versicherung, daß ich alles thun werde, was ich vermag, um euren Wunsch zu erfüllen, und nun lebt wohl! Ich muß fort, denn die Stunde zur Parole ist da. — Katharine faßte sich, sie verabredete noch mit wenigen Worten das Nöthige, wo Kolschützky zu treffen, und wohin er zu bestellen seyn würde. Dann schied er, nachdem er ihr nochmahl für die Treue, die sie seiner Schwester erwiesen, herzlich gedankt hatte.

Kurz darauf, nachdem Kolschützky das Kloster verlassen hatte, kam der Bischof. Katharine sagte ihm, daß sie etwas wichtiges insgeheim mit ihm zu sprechen habe; sie führte ihn, nachdem er seiner Gewohnheit nach die Runde bey den gefährlichsten Kranken gemacht, jenen Trost zugesprochen, mit diesen gebethet hatte, in ein Zimmer der würdigen Frau, und eröffnete ihm dort mit der nöthigen Vorsicht, um Kolschützky durch die frühern Dienste, die er dem Zrinyschen Hause geleistet, nicht zu compromittiren, daß sie einen Mann zufällig wieder gesehn habe,

der ihr früher manchmahl Briefe an ihre Schwester nach Paris besorgt, und der vermöge seiner Kenntniß der türkischen Sprache und Sitten, vermöge seines Muths und anderer persönlichen Eigenschaften ganz gemacht schiene, sich zu dem gefährlichen Amte eines Kundschafters gebrauchen zu lassen, daß sie deßhalb mit ihm gesprochen, ihn geneigt gefunden habe, das Wagstück zu unternehmen, und daß er bereit sey, die Befehle des Commandirenden deßwegen zu empfangen.

Mein Fräulein! rief der Bischof erstaunt: Das habt ihr zuwege gebracht? Nun wofür wird euch diese Stadt und eure Mitbürger noch zu danken haben?

Ach, hochwürdigster Bischof! erwiederte sie: Rechnet mir einen zufälligen Dienst, den ich ohne die geringste Anstrengung leisten konnte, nur nicht hoch an! Rechnet ihn vielmehr dem braven Kolschützky an, der ein fremdes Land zu seinem Vaterland gemacht hat, und ihm Leib und Leben weiht!

Ich weiß, ich weiß, antwortete Graf Collonits: Ich kenne den muthigen klugen Mann. Er ist Lieutenant im Frankischen Corps und hat uns auf den Basteyen und bey Ausfällen die

nützlichsten Dienste geleistet. Wo es galt, etwas Kühnes mit Umsicht und Beharrlichkeit auszuführen, war Lieutenant Kolschützky der Mann dazu. Nun, ich gehe sogleich zu Starhemberg und werde ihn mit der ganzen Stadt euch hoch verpflichtet machen. Gott segne euch, mein Fräulein! Gott vergelte euch, was ihr euren Mitbürgern thut, an eurem und eures Freundes Wohl!

Katharinen schlug das Herz. Sie dachte an den zweyten Theil ihres Auftrags an Kolschützky. Sie sagte es dem Bischof, daß sie ihn bey dieser Gelegenheit ersucht, wenn es möglich wäre, sich um Nachricht von ihrem Vetter zu erkundigen. Der Bischof sah sie gerührt an. Gutes Kind! sagte er, indem er die Hand auf ihr Haupt legte und wie in frommer Entzückung zum Himmel aufblickte: Unser Vater da oben wird euch nicht verlassen! Ich bin ein alter Mann, ich habe viel erfahren, und an der Schwelle des Grabes ist uns zuweilen eine Ahnung der Zukunft gegönnt. Ihr werdet euren Freund gesund und glücklich wieder finden. Gott wird euch vereinigen, er wird den Pfad ebenen, den ihr zu wallen habt, und dann, fügte er hinzu, indem er gleichsam auf die Erde niedergekehrt, Katharinen lächelnd ansah -- dann gönnt mir die Freu=

de, eure Hand in die seine zu legen. Ihr gehört ja ohnedieß in meinen Sprengel. Mit diesen Worten reichte er ihr die Hand, die sie mit kindlicher Rührung küßte, und entfernte sich, um zum Commandirenden zu eilen.

Eine süße Beruhigung war durch des frommen Mannes prophetische Rede in Katharinens Herz gedrungen, und sie ging mit leichterem Muth an ihr Geschäft.

Kolschützky empfing noch denselben Tag seine Befehle vom Commandirenden und einen Brief an den Herzog von Lothringen, worin demselben die dringende Noth der Stadt vorgestellt, und ihm gezeigt wurde, daß es kaum möglich seyn würde, sich noch vierzehn Tage zu halten.

Noch spät denselben Abend um zehn Uhr bey trübem regnichten Himmel, der durch seine Dunkelheit Kolschützky's Vorhaben bessern Schutz versprach, machte dieser sammt seinem Diener, der ebenfalls das Türkische fertig sprach, in der Kleidung dieses Volks sich auf den Weg. [14]) Er wurde aus dem Schottenthor entlassen, ging durch die Währingergasse ins Freye hinaus, und dachte das Türkische Lager in der Nacht zu durchschreiten. Aber immer dichter zogen sich die Wolken zusammen, und endlich stürzte ein heftiger

Regenguß herab, der ihn zwang, unter den Ruinen eines zerstörten Hauses Zuflucht zu suchen. Hier erwartete er das Morgenroth, dessen erste Strahlen ihm die zahllosen Gezelte der Türken zeigten, welche die ganze Gegend, so weit sein Auge reichte, bedeckten. Ein türkisches Lied summend, ging er wie sorglos durch die Reihen der Zeltgassen; aber er verirrte sich in ihren labyrinthischen Gängen, und sah sich, wenn er dem Ausgang nahe zu seyn glaubte, wieder beynahe auf dem alten Punct. Das machte ihn stutzen, aber es schlug seinen Muth nicht nieder, und mit ganz zuversichtlicher Ruhe nahm er die Einladung eines Aga an, der aus seinem Gezelt tretend, wie er den vom Regen der vorigen Nacht durchnäßten Landsmann sah, ihn zum Frühstück einlud. Hier fand er denn auch die Gelegenheit, sich um den Ausgang aus dem Lager und die Richtung zu erkundigen, die man nehmen mußte, um an den Fluß zu gelangen, und das Glück, womit er diesen Aga zu täuschen, und, was er zu wissen nöthig hatte, ihm zu entlocken wußte, hob seinen Muth noch mehr und gab ihm feste Zuversicht des glücklichen Erfolges.

Durch einen Umweg über das Gebirg, den er sich, um keinen Verdacht zu erregen, gefallen

lassen mußte, gelangte er zwischen Klosterneuburg und Nußdorf ans Donauufer. Die Sonne hatte sich indeß vollkommen über den Horizont erhoben. Ein goldner Schein übergoß die Gegend, die reiche Landschaft, und den prächtigen Strom, der von tausend Funken überflimmert majestätisch dahin rollte. Hinter ihm lag die bedrohte unglückliche Stadt, hinter ihm die Gezelte der Ungläubigen, die seinem Vaterlande Verderben drohten. Ein ruhiger mit allen Reizen der friedlichen Natur geschmückter Schauplatz that sich vor ihm auf. Der Morgengesang unzähliger Vögel stieg aus den waldichten Inseln empor; die Sonne trank den Regen der vorigen Nacht von den Feldern und Wiesen, der in leichten Nebeldüften emporstieg. Jenseits des Stromes in der Fläche des weitausgedehnten Marchfeldes lagen friedliche Dörfer, er konnte die Landleute erkennen, wie sie mit Pflug und Egge aufs Feld zogen, um die weit gedehnten Kornbreiten zu bearbeiten. Dort war Stille, Wohlstand, während neben und hinter ihm der Krieg mit allen seinen Schrecken wüthete; denn auch Klosterneuburg war von den Türken belagert, und nur durch die entschloßne Vertheidigung, die ein Layenbruder, Marcellin Ortner,

nachdem die übrigen Geistlichen sich geflüchtet, darin angeordnet hatte, erhalten worden. [15])

Jetzt erblickte er ganz nahe auf einer großen Insel, die, mit Erlen und Espenholz dicht bewachsen, einen ziemlich sichern Zufluchtsort abgeben konnte, einige christliche Weiber. Sie wuschen am schattigen Ufer im Fluße, der vom Wiederschein der Bäume begrünt dahin floß. Er rief ihnen zu; der Türkische Anzug erschreckte sie. Schreyend liefen sie ins Gebüsch, und sogleich erschienen einige Männer mit Feuergewehren, und drückten sie gegen Kolschützky los. Er wich glücklich diesem ersten Angriff aus; dann rief er den Männern auf Deutsch zu, er sey ein Christ, er wünsche ins Christenlager geführt zu werden, und bäthe sie, ihn überzusetzen. Man winkte ihm, sich zu gedulden. Ein ältlicher Mann trat vor und wechselte einige Worte mit Kolschützky, der sich auf seinen Paß, vom General Capliers ausgefertigt, berief. Der Mann hieß ihn einen Augenblick warten, ging in die Büsche zurück und kam sogleich mit einem Jüngling von edlem Ansehen wieder, den der umgeworfne Reitermantel und die Mütze als einen Offizier bezeichneten. Dieser bedeutete Kolschützky nun, daß er weiter oberhalb über das Ufer

an den Fluß hinab steigen solle, wo ihn ein Fischerkahn aufnehmen und hinüber bringen würde. Kolschützky gehorchte, und stand in kurzer Zeit vor dem Offizier, der den vorgezeigten Paß genau untersuchte, und noch einige scharfe Fragen an den vermeinten Türken that. Kolschützky nannte sich nun, und dem Offizier schien eine dämmernde Erinnerung vorzuschweben. Er besann sich einen Augenblick, dann winkte er ihm, und führte ihn ein Paar Schritte abseits von dem Richter und den Einwohnern von Nußdorf — denn das war der ältliche Mann, und die übrigen Schützen gewesen, die sich bei der Zerstörung ihres Dorfes durch die Ungläubigen hinter den Fluthen ihres heimischen Stromes auf eine Insel geborgen hatten.

Ihr heißt Kolschützky? fragte der Offizier: Seyd ihr derselbe, der ein Haus in der Leopoldstadt hat?

Hatte, gnädiger Herr! erwiederte der Raize: Die Türken haben es mit der ganzen Vorstadt niedergebrennt.

Habt ihr Bekanntschaft in der Stadt selbst? fuhr der Offizier fort.

Viele, antwortete Kolschützky: Ich lebe seit mehreren Jahren in Wien.

Kanntet ihr den Grafen Zriny, den Kammerherrn?

O ja, sehr wohl, seufzte Kolschützky, und in dem Augenblick heftete auch er die Augen forschend auf den Offizier und sagte: Vergebt, gnädiger Herr! Ihr dient wohl nicht in der Österreichischen Armee?

Warum? erwiederte dieser rasch: Ich bin ein Unterthan des Kaisers, ein Ungar.

Ganz wohl, aber das sind keine Österreichischen Feldzeichen, antwortete der Grieche, indem er auf die Unterkleider der Uniform, die der Offizier unter dem Mantel an hatte, und auf die Mütze wies.

Das ist die Uniform des Pohlnischen Leibregiments. Ich diene dem König Sobiesky, sagte der Fremde.

Und ihr heißt—Herr von Szalatinsky? rief Kolschützky freudig — und eure Tante und Muhme leben in Wien — —

Eine Purpurgluth überströmte des Jünglings etwas blasses Antlitz. Heftig überrascht wollte er schnell antworten; doch faßte er sich im nächsten Augenblick und sagte gelassener: Allerdings. Ich habe eine Tante in Wien, meiner Mutter Schwester, Frau von Volkersdorf.

Sie wohnt in der Himmelpfortgasse? rief Kolschützky.

Ganz recht. Wie geht es ihr und den Ihrigen, rief der Jüngling lebhaft ergriffen.

Sehr wohl, erwiederte Kolschützky, der ebenfalls freudig den neuen Bekannten betrachtete: Es geht ihnen so gut, wie es bey der Lage der Stadt nur möglich ist. Ach eure Cousine, gnädiger Herr! ist ein Engel. Szalatinsky erröthete aufs Neue, und Kolschützky errieth nun leicht den ganzen Zusammenhang. Er erzählte also dem Uhlanen, der nicht genug fragen konnte, alles, was er von Katharinen wußte, wie sie als ein Engel der Barmherzigkeit in dem Spital waltete, wie sie seine Schwester gepflegt, wie er sich endlich aus Dankbarkeit gegen sie bestimmt hatte, die gefahrvolle Sendung zu übernehmen, und welche Aufträge sie ihm an ihren Cousin mitgegeben. Szalatinsky war außer sich vor Freuden, er würde den Griechen umarmt haben, wenn die Gegenwart fremder Zeugen ihn nicht abgehalten hätte. Nachdem er sich also zur Genüge nach allem erkundigt, und Kolschützky in der Freude seines Herzens ohne Rückhalt in dasselbe hatte blicken lassen, führte er ihn wieder zu den Leuten aus Nußdorf zurück, und

befahl ihnen, einen Kahn zu bereiten, mittelst welchem sie den Kundschafter und ihn selbst hinüber ans andere Land bringen sollten, weil er, der Rittmeister, größerer Sicherheit wegen es nöthig finde, ihn selbst zu dem Herzog zu führen.

Im Kahne erzählte nun auch Szalatinsky dem neuen Bekannten, daß er bedeutend verwundet gewesen, ohne jedoch zu sagen wie? indem er es zweifelhaft ließ, ob es in einer Affaire geschehen oder nicht; daß er deshalb im Lager des Herzogs zurückbleiben, und seinem König nicht habe entgegen eilen können, wie er es gewünscht; daß ihm der Herzog, der viele Gnade und Rücksicht für ihn gehabt, darum jetzt einen weniger beschwerlichen Posten angewiesen, wo er in Ruhe und bey leichtem Dienste sich ganz habe erhohlen können, und daß er hoffe, wenn sein Regiment und sein König nun, wie man sicher wußte, binnen wenigen Tagen in Krems eintreffen werde, sich ihm sogleich vorstellen, seine Waffen wie sonst führen, und thätig bey der Befreyung der Stadt mitwirken zu können.

Kolschützky seinerseits machte dem Offizier eine traurige Schilderung von dem Zustand der Stadt, von dem einreissenden Mangel, von

dem Verlust an Leuten, den Krankheiten, und erfüllte Szalatinsky's Herz mit trüben Besorgnissen um das Allgemeine sowohl als um Katharinens Wohl, wenn die Ansteckung auch in den Krankensälen, die sie zu bedienen hatte, einreissen und sie selbst ergreifen könnte. Kolschützky sagte ihm, was sich mit Vernunft zur Beruhigung darüber sagen ließ, von des Bischofs väterlicher Sorgfalt für das fromme Fräulein, von der höchsten Reinlichkeit und Achtsamkeit, die von den guten Klosterfrauen beobachtet werden, und erfuhr, was ihn ungemein freute, den trostvollen Stand der auswärtigen Angelegenheiten, nähmlich, daß bereits gestern die Kanonen von Mölk, das sein Prälat heldenmüthig vertheidigte, bis gegen Klosterneuburg herab die Ankunft des Bayerschen Contingents, das auf dem Wasser angelangt, verkündet habe, daß der Herzog den Tököly zweymahl bedeutend geschlagen, daß Preßburg erobert sey, und die Sachen der Christenheit sich nun zu einem glorwürdigen Ende zu neigen begännen; denn in wenig Tagen würde der König von Pohlen erwartet, die deutschen Hülfsvölker seyen schon vollständig versammelt,

und der Entsatz Wiens würde dann sogleich mit Anstrengung aller Kräfte bewirkt werden.

So unterredeten sich die beyden Männer während ihrer Überfahrt. Am andern Ufer angekommen, stellte Szalatinsky seinen Schutzbefohlenen dem General Häußler vor, und dieser sandte ihn sammt seinem Diener, nachdem er seine Pässe und Briefschaften untersucht, unter des Rittmeisters Begleitung und mit Pferden versehen, um ihre Reise zu beschleunigen, zum Herzog von Lothringen, dessen Hauptquartier zwischen Angern und Stillfried an der March auf jenem Boden stand, den schon mehrere hundert Jahre früher Kaiser Rudolphs Kämpfe mit dem Böhmen-König Ottokar berühmt gemacht hatten.

Seines Begleiters Ansehen verschaffte Kolschützky überall eine günstige Aufnahme, noch ehe man aus der Wichtigkeit seiner Sendung die Größe der Verpflichtung, welche das Christenheer ihm selbst hatte, erkannte. Der Herzog unterhielt sich lange in Geheim mit ihm, nachdem er Starhembergs eigenhändiges Schreiben mit tiefer Rührung gelesen hatte. Kolschützky mußte wiederhohlen, was er schon dem Rittmeister gesagt hatte. Der Herzog empfand

das tiefste Bedauern mit den Bedrängnissen der Residenz und der Christenheit; aber er verhieß eben so sicher, daß in wenig Tagen auf eine herrliche Art diese Leiden alle in Freuden und Jubel verkehrt werden sollten. Er bestätigte Alles, was Szalatinsky dem Griechen erzählt, und fügte noch beruhigende Details hinzu, hieß Kolschützky sich dann mit Speis und Trank erquicken, und bereitete die Antwort an den Commandirenden, die er selbst aufsetzte und Kolschützky übergab.

Während dieß im christlichen Lager vorging, harrte man in Wien nicht ohne große Beängstigung der Rückkehr des ausgesandten Kundschafters. Starhemberg hatte seine ganze Hoffnung darauf gesetzt. Er kannte die Lage der Stadt, er wußte bestimmt, daß sie sich nicht mehr als höchstens acht bis zehn Tage halten konnte, und dann, wenn der Entsatz länger zögerte, unwiederbringlich verloren sey. Sein Geist hielt sich mit Mühe unter der Last aller dieser Sorgen aufrecht, und doch waren es seine Mienen, auf welche die Menge zwischen Furcht uud Hoffnung blickte, wenn man ihn gewahrte, um aus denselben sich das muthmaßliche eigne Schicksal abzunehmen. Er durfte also kaum den Kummer

zeigen, der ihn drückte; aber wenn er einsam auf der Höhe des Stephansthurms saß, unter ihm sich die Häusermasse ausbreitete, deren Geschick seiner Kraft und seinem Muth vertraut war, wenn er die wachsende Noth der Einwohner, die stete Verringerung der wehrhaften Mannschaft in dem kleinen eng umschlossenen Umkreis der Wälle bedachte, und außen herum das weit verbreitete Lager der Feinde, die zahllosen Schaaren, die in demselben wimmelten, die Möglichkeit, daß ihnen täglich Zuwachs an Macht kommen könne, die dann das Verderben der Stadt herbeyführen mußte, wenn er die Zerstörung ansah, die ihre Minen wie ihr Geschütz an den Wällen verursacht, und dann weiter hinüber blickte auf die unabsehlich gedehnten Flächen des Marchfelds, woher Rettung kommen konnte, kommen sollte, und sich immer noch nichts zu regen schien: dann glaubte er oft das Maaß aller dieser beängstigenden Gedanken nicht ertragen zu können, dann stiegen wieder Nachts die Feuerzeichen am dunkeln Himmel empor, den fernen Freunden die Noth der Stadt kündend: aber kein antwortendes Zeichen erschien, und alles blieb drüben still, wie bisher.

So vergingen noch zwey Tage. Am Mor-

gen des dritten vernahm die Wache an den Pallisaden des Schottenthors das verabredete Zeichen. Es war Kolschützky, der glücklich, aber eben so, wie drey Tage früher bey seinem Abgang, von einem tüchtigen Herbstregen durchnäßt, mit seinem Diener an den Umkreis der innern Stadt angelangt, und allem Verdacht, wie aller zufälligen Gefahr unter den Ungläubigen klug und muthig entgangen war. Sogleich ließ man ihn beym Schottenthor durch das kleine Pförtchen herein. Sein erster Weg, noch ehe er sich erlaubte sich anzukleiden, war zum Commandirenden, der ihn mit rege gespannter Seele erwartet hatte, und dem man des Herzogs Brief alsogleich überbrachte. Schnell durchflog ihn Starhemberg. Er enthielt die bündigsten Versicherungen naher und vollständiger Rettung, er meldete die Siege, welche das christliche Heer an andern Orten über den Erbfeind und seine Verbündeten erhalten; aber er sprach auch deutlich aus, daß noch mehrere Tage vergehn würden, ehe die Verbindung des Pohlnischen und Deutschen Heeres bewerkstelligt, die Brücke bey Tuln geschlagen seyn, und der Übergang über den Strom würde Statt haben können.

Noch mehrere Tage! rief Starhemberg: Und wir stehn am Äußersten! — Nun Muth! Gott, der so weit geholfen, wird uns jetzt nicht verlassen, und über diese angstvolle Zeit hinüber helfen.

Er ließ darauf Kolschützky eintreten, dankte ihm persönlich mit lebhafter Rührung für das, was er aus Liebe zu dem selbstgewählten Vaterland gewagt, und ließ sich von ihm den ganzen Gang seiner Mission, und was er sowohl im türkischen Lager beobachtet, als im christlichen hatte vernehmen können, umständlich erzählen. Kolschützky that es, und Starhemberg erkannte mit Vergnügen, daß er einen Mann vor sich habe, dessen aufgewecktem Geist nicht leicht etwas Bemerkenswerthes entging, so wie er in Beurtheilung und Kenntniß militärischer Bewegungen nicht unbewandert schien. Zufrieden entließ ihn Starhemberg, und Kolschützky eilte nun, sobald er Kleider gewechselt, und sein türkisches Gewand mit der Uniform vertauscht hatte, ins Kloster, wo er zwey um ihn besorgte Seelen, die kranke Schwester und Katharinen, zu beruhigen hatte.

Man rief diese hinaus, wie er kam. Ein Freudenstrahl ging in ihrer Seele auf; sie eilte

auf den Gang, Kolschützky's Gesicht verkündete ihr schon von Weitem Gutes, und sein erstes Wort war: Herr von Szalatinsky läßt Euch grüßen!

So gefaßt sich Katharine überhaupt gewöhnt hatte, so bewies doch der jetzige Augenblick, welche tiefe Bewegung in ihrer Seele gewesen war. Kolschützky's Worte hatten sie so erschüttert, daß sie schwankte, und sich nach einer Bank umsah, auf welcher sie sich niederließ, ohne sprechen, ohne etwas anders denken zu können, als ihr Glück.

Er lebt! sagte sie nach einer Weile mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Augen: Er lebt! — Sie blieb wieder einige Secunden still, während welchen ihr Dankgebeth zu Gott emporstieg. Dann erhub sie sich, ging auf Kolschützky zu, und sagte: Wie danke ich euch, treuer, guter Herr Kolschützky, für eure Bothschaft! — Aber — fragte sie, und ihr Blick heftete sich ängstlich auf seine Züge: Aber — wie lebt er? Ist er auch gesund?

Recht gesund und heiter, erwiederte dieser, nur noch ein Bißchen bleich von seiner Wunde.

Gewiß? gewiß? fragte Katharine besorgt: Täuscht ihr mich auch nicht, Herr Kolschützky,

um mich zu beruhigen? Er soll schwer verwundet gewesen seyn.

„Das glaub' ich selbst; denn er schont den linken Arm noch sehr. Doch kann ich euch versichern, daß er vollkommen wohl ist, und sich vornimmt, nächster Tage mit dem rechten beym Entsatz Wiens kräftig in die Türken einzuhauen, und dann zu euch und eurer Mutter zu eilen. Indeß sendet er euch diesen Brief.“ — Ein leiser Freudenschrey entfuhr Katharinens Lippen, als sie auf dem Brief Sandors Schriftzüge erblickte, und nun kein Zweifel an seinem Wohlbefinden mehr in ihrer Brust blieb.

Er will kommen? rief sie freudig: Ich werde ihn wiedersehn! O mein Gott! — Doch gleich darauf, wie sie bedachte, was noch vorgehn müsse, ehe ein Streiter des christlichen Heeres seine Lieben in der belagerten Stadt sehen könnte, seufzte sie: Ach wann und wie wird das seyn können!

Recht bald, erwiederte Kolschützky; und hierauf erzählte er ihr alles, was er im Christenlager zur Bestätigung der gehofften Rettung gesehn, und Katharine beurtheilen konnte. Dann aber schilderte er ihr die Abentheuer seiner gefährlichen Reise, sein Zusammentreffen

mit dem Mann, den er vielleicht ohne dieß glückliche Ungefähr schwerlich in der großen Armee gefunden haben würde, und erfüllte Katharinen mit der süßesten Hoffnung und jener stillen Freude, deren Bewußtseyn innig beglückt, die sich im demüthigen Dank gegen Gott, und in frommer Liebe zu den Nebenmenschen ausspricht, ohne in laute oder stürmische Bewegungen auszubrechen.

Noch während sie sprachen, erschien Graf Collonits um seine gewöhnliche Stunde, die Kranken zu besuchen. Katharine stellte ihm den braven Kundschafter vor. Auch hier mußte Kolschützky seinen Rapport abstatten. Er that es aber wieder auf eine dritte Art; denn er wußte wohl, daß dem Bischof manches wichtig seyn konnte, was Starhemberg nicht berücksichtigen durfte, und was Katharinen durchaus nicht anging. Nachdem er also alles gemeldet, was auf die baldige Errettung der Stadt Bezug hatte, machte er den Bischof auf eine sehr grosse Menge gefangener Christenkinder aufmerksam; die er im Türkischen Lager zum Theil in sehr elenden Umständen gefunden, und welche die Ungläubigen bey ihren Verheerungen in Dörfern und Städten mitgeschleppt, um sie zur Scla-

verey und zum Islamismus zu erziehen. Aus den Armen ihrer Ältern, ihrer Freunde gerissen, ohne Aufsicht, ohne hinlängliche Kleidung, der Noth, der gänzlichsten Verlassenheit Preis gegeben, habe er, Kolschützky, grosse Haufen dieser erbarmungswürdigen Opfer in den Gassen des Türkischen Lagers herum irren und um Brot betteln gesehn, und es sey zu berechnen, daß diejenigen, die diesem gegenwärtigen Elende nicht erliegen, da sie keine andere Anleitung erwarten durften, sicher dem Schooß der Christlichen Kirche entzogen und zum Mohamedanischen Glauben gebracht werden würden.

Collonits schauderte, wie er diese Schilderung hörte. In seinem Herzen erhob sich auf der Stelle der Entschluß, der Retter dieser verlassenen Unschuldigen zu werden; aber noch sah er kein Mittel dazu, so lange die Feinde im Besitz der Umgebungen der Stadt und ihres Lagers waren. Doch hoffte er nach Kolschützky's einleuchtenden Angaben selbst jetzt zuversichtlich auf baldigen Entsatz, und gelobte sich, daß jene armen Kleinen der erste Gegenstand seiner Sorge seyn sollten.

Kolschützky's Unternehmen, dessen Erfolg sich bald wie ein Lauffeuer durch die beängstigte

Stadt ausbreitete, hatte neuen Muth und heitere Zuversicht in die Gemüther der Wiener geströmt. Entschlossener trugen sie ihre Lasten, und blickten gefaßt über den düstern gegenwärtigen Augenblick auf eine nahe Erlösung hin. Denn so ist der Mensch, dem auch das Schwerste erträglich wird, wenn er auf kurze Dauer desselben rechnen darf, und dem die Unabsehlichkeit einer bequemen Lage zur herbsten Qual wird. Aber Kolschützky hatte von Szalatinsky noch eine Neuigkeit erfahren, die sein eignes Gemüth tief erschütterte, und von der er nicht sogleich wußte, ob sie auch geeignet wäre, Katharinen mitgetheilt zu werden. Zum mindsten wollte er durch ihren trüben Gehalt ihr die reine Freude des ersten Augenblicks nicht verkümmern; er verschwieg also, was er erfahren, und versparte auf einen zweyten Besuch im Kloster die wenig erfreuliche Kunde.

Dieß war die Nachricht von Zriny's mitleidswerthem Zustande, und Ludmillens Aufenthalt bey ihm. Kolschützky hatte sich mit gehöriger Umsicht bey Szalatinsky zuerst im allgemeinen nach des Kammerherrn Graf Zriny's Geschick erkundigt; denn dieser Nahme war es ja gewesen, der zum ersten Anfang ihrer Bekanntschaft

gedient hatte, und Kolschützky mußte voraussetzen, daß Szalatinsky von seinem Verhältniß zu diesem Hause einigermassen unterrichtet war. Bald wurde ihm klar, daß der Vetter und zärtliche Freund des Fräulein von Volkersdorf auch der Vertraute ihrer Angelegenheiten und Geheimnisse war, und nun schien Kolschützky bey der offenen Rechtlichkeit und dem klugen Sinn, der sich in dem Betragen des jungen Mannes verkündete, kein weiterer Rückhalt nöthig, als den Zriny's Verhältnisse mit Tököly erheischten, von welchen freylich Kolschützky auf eine Art unterichtet war, die ihm selbst hätte gefährlich werden können. Er benutzte also diese Gelegenheit, nach welcher seine Liebe zu Zriny sich längst gesehnt, um sich alle Erkundigungen zu verschaffen, die Szalatinsky nur geben konnte. Er erfuhr Zriny's Gefangenschaft auf Kuffstein, seine Geisteszerrüttung und den Entschluß seines unglücklichen Weibes, ihm in seinem Elend Gesellschaft zu leisten, und für ihn zu thun, was in ihren Kräften stand. Szalatinsky konnte ihm sogar, da er von dem Herzog von Lothringen mit Vertrauen behandelt wurde, über manches Geheime Aufschluß geben. So sagte er ihm, daß man in Zriny's Papieren die unzwei-

felhaftesten Beweise für seinen Hochverrath, und viele Spuren gefunden habe, welche zu strengen Untersuchungen über wichtige Personen geführt hätten, deren Treue bis dahin nie beargwohnt worden sey, daß aber auch diese Papiere von den chimärischen Erwartungen des jungen Mannes, und von einer so ungemeßenen Einbildung über sich selbst und seine Vorzüge zeugten, daß man durchaus beynahe schon auf eine früher begonnene Geistesverwirrung schließen sollte. Troß allem dem aber könne Kaiser Leopold noch jetzt nicht ohne Wehmuth seines unglücklichen Lieblings denken, und sich nicht in jenem gerechten Zorn über ihn erheben, der bey ähnlichen Gelegenheiten andere Verbrecher getroffen. Er sorge noch stets für ihn, lasse ihn alle Erleichterung genießen, die nur mit der Versicherung seiner Person und seinem Zustande verträglich sey, und schiene eine Art von Trost darin zu finden, die letzten Tage eines Unglücklichen, den zu retten keine Macht der Erde im Stande war, so erträglich als möglich zu machen.

Seine letzten Tage? rief Kolschützky bestürzt, nachdem ihm Szalatinsky im Heerlager des Herzogs auf einem einsamen Spaziergange die obigen Nachrichten mitgetheilt hatte.

„Ja, lieber Freund! Seine letzten Tage! — Die Gewalt der frühern Leidenschaften und der jähe Sturz seines Glückes in dem Augenblicke, wo er dessen höchsten Gipfel erreicht zu haben meinte, scheint nicht allein sein Bewußtseyn zerrüttet, sondern auch zerstörend auf seinen Organismus gewirkt zu haben, den heftige Fieberanfälle und eine unselige Reizbarkeit mit wunderbarer Schnelle aufreiben.“

Armer Zriny! rief Kolschützky: Doch vielleicht ist dieses Fieber eine Wohlthat der Natur, die deine Leiden kürzen will.

Das denke ich selbst, entgegnete Szalatinsky: Zu welchem Leben würde er aufgespart, wenn es der Arzneykunst, deren ganzes Vermögen sein kaiserlicher Beschützer für die Rettung des Unglücklichen aufbiethen läßt, gelänge ihn herzustellen!

Und doch wünscht es der Kaiser? fragte Kolschützky mit weichem Ton.

„Er liebt ihn noch, und der Gedanke an seinen gänzlichen Verlust ist ihm zu schmerzlich. Alle Wochen kommen zwey Couriere von Kuffstein nach Linz, wo der Hof sich in diesem Augenblick wieder aufhält und bringen die Berichte der Ärzte; aber jeder lautet trauriger. Zriny

kann das Bett nicht mehr verlassen, und man gibt ihm kaum noch einige Tage.“

Weiß der Arme die Sorgfalt seines Monarchen um ihn? Es würde ihn freuen, sagte Kolschützky.

Ich weiß nicht, antwortete Szalatinsky; doch zweifle ich nicht, daß die Ärzte und vorzüglich Ludmilla auch das Kleinste nicht ausser Acht lassen werden, was einem so geliebten Kranken zum Trost seyn könnte. Aber Ludmilla ist auch beklagenswerth. Sie erkennt nur zu wohl den körperlichen Zustand ihres Mannes, und neben den Martern, die sein geistiger ihr unablässig verursacht, sieht sie seinem Tode mit jedem kommenden Morgen entgegen. Sie soll selbst sehr herabgekommen, und in einer Lage seyn, die für ihr Leben fürchten läßt. Sagt das Katharinen nicht, Herr Kolschützky! Theilt ihr überhaupt von unserm Gespräch nur so viel mit, als sie tragen kann! Das mögt Ihr aber ihr auch noch sagen, weil es sie beruhigen wird: Pater Isidor, der sich wirklich als ein thätiger Freund in Ludmillens größter Noth bewiesen, ist jetzt wieder auf Kuffstein, und steht der Unglücklichen mit Fassung und geistlichem Zuspruch bey.

Kolschützky war tief bewegt durch dieß Ge-

sprach, und Szalatinsky, der des kräftigen Mannes Rührung mit innigem Antheile sah, fühlte seine Achtung für denjenigen vermehrt, den ihm ein Zufall zugeführt und schnell zum Vertrauten der wichtigsten Familienangelegenheiten gemacht hatte. Er trug also kein Bedenken, ihn sein Verhältniß zu Katharinen errathen zu lassen, und gab ihm einen Brief voll der herzlichsten Liebe und der kräftigsten Versicherungen baldigen Wiedersehens an sie mit, den Katharine nach Kolschützky's und des Bischofs Entfernung sogleich las, und wieder las, und auf ihrem Herzen verwahrte. Dieser Brief, und was Kolschützky ihr sonst noch erzählte, belebte sie nun mit einer Freudigkeit, welche Kolschützky bey seinem nächsten Besuche die Zuversicht gab, ihr einiges von Zriny's und ihrer Schwester Geschick mitzutheilen, was freylich den heitern Himmel ihrer Seele trübte, aber die frohe Zuversicht auf Gottes Schutz und liebende Sorge für ihr Glück nicht benahm, die sie schon oft und jetzt abermahls in den letztern Begebenheiten mit kindlich frohem Dank zu bemerken glaubte.

Einige Tage waren abermahls langsam und schwer über der bedrängten Stadt dahin gegan-

gen; aber während derselben war endlich der langersehnte Retter — war König Sobiesky auf Österreichischem Boden angelangt. Der Herzog von Lothringen dachte darauf, sich mit ihm zu vereinigen. Er hob daher das Lager an der March auf und wollte sich gegen Stockerau ziehen; aber die Türken, die wohl wußten, warum er seine Stellung verließ, griffen ihn wüthend an. Er schlug sie zurück, und setzte seinen Weg nun unaufgehalten fort. Zu Hollabrunn fand er den König, der ihn höchst gütig empfing, und als der Prinz die bestehenden Formen gegen den Monarchen beobachten wollte, ihm scherzend sagte: Er habe den König in Warschau gelassen, und bäthe, daß der Prinz ihn als Freund und Bruder behandeln sollte. Zugleich stellte er ihm seinen Sohn, Prinz Jakob, vor, der seine erste Campagne machte, und sagte dem Prinzen, daß er von diesem Meister lernen sollte, Krieg zu führen. [16])

Die Churfürsten von Bayern und Sachsen, welche persönlich ihre Truppen anführten, so wie die übrigen kaiserlichen Feldherren bildeten nun einen Kriegsrath, in welchem überlegt wurde, ob der Übergang bey Tulln zu bewerkstelligen sey, und die Armee dann den kürzern beschwer-

lichern Weg über das Kahlenberger-Gebirge, oder den bequemern aber viel weitern Umweg über Preßburg nehmen sollte. Viele Stimmen waren für diese letztere Meinung, besonders da man mit Recht vermuthen konnte, daß Kara Mustapha von der Bewegung des nahen Christenheeres Kunde erhalten, ihm den Übergang über den Strom streitig machen oder den Marsch durch ein durchschnittnes Erdreich und über die Berge sehr erschweren könnte, welche dem Frühherhingelangten leicht zu behaupten, dem Späterankommenden unendlich schwer zu erobern seyn würden. Aber Sobiesky kannte seinen Feind, und dessen stolze Verblendung. Sein Feldherrnblick durchschaute schnell die ganze Lage der Dinge, und er entschied mit siegender Übergewalt für den Übergang bey Tulln und den kürzern Weg über's Gebirg. Ihm fielen der Churfürst von Sachsen und der Prinz von Lothringen sogleich bey, und es ward nun beschlossen, daß man auf der Stelle aufbrechen, alle Arbeiter, die zur Schlagung der Brücke nothwendig waren, auf Wagen nach dem verabredeten Punct des Donauufers senden, mit der Armee in Eilmärschen folgen, und den Übergang mit stürmender Gewalt erzwingen wolle, ehe

der betäubte Feind sich besinnen und ihnen Hindernisse in den Weg legen könne. Dann aber wollten sie eben so schnell die Anhöhen gewinnen, und von dort zur Befreyung der Stadt herab eilen, da deren höchst bedrängte Lage die schnellste Hülfe zur Pflicht machte. [17])

Es war eine angenehme Überraschung für den König, unter dem Gefolge des Prinzen von Lothringen seinen lange vermißten Szalatinsky zu finden, der sich durch keine Rücksicht für seine Gesundheit mehr abhalten ließ, sich seinem verehrten Fürsten zu Füßen zu werfen, und der mit erhöhter Freude den Beschluß des Kriegsrathes vernahm, in welchem die Möglichkeit lag, Katharinen binnen wenigen Tagen wieder zu sehn. Alles rüstete sich nun zum Aufbruch. Die Prager-Straße, das Land weit umher war mit dem herbeyeilenden Christenheer bedeckt, man sandte dem Kaiser die Nachricht von dem kommenden Entsatze, und er schickte sich an, sich ebenfalls seiner Hauptstadt zu nähern. In dieser Stadt, die nun durch volle zwey Monathe alle Schrecken und alle begleitenden Übel einer Belagerung ausgehalten hatte, schien Alles auf den letzten verzweifelnden Kampf bereitet, und ein Generalsturm erwartet zu werden.

Auf den Basteyen, in den Straßen zwischen dem Schotten- und Burgthor, wohin die größte Gewalt des Feindes sich warf, wurden von zehn zu zehn Schritt einzelne Abschnitte gemacht, mit Pallisaden und Kanonen versehen und von wehrhafter Mannschaft vertheidigt, wozu nebst dem regulirten Militär sich Bürger, Studenten und viele Freywillige erbothen. Da sich das Holz zu diesen Pallisaden nicht vorfand, mußten sichs die Eigenthümer einiger Häuser gefallen lassen, daß diese abgedeckt, und die Dachstühle zu diesem Behuf verarbeitet wurden. Auch war schon im Kriegsrathe beschlossen, daß man die eisernen Gitter, mit welchen nach damahliger Sitte die meisten Fenster der Stadt verwahrt waren, los brechen, und zu Verhacken in den Straßen aufthürmen wollte. [18])

Angstvoll bestieg man Thürme und hochgelegne Orte, schaute nach den Errettern um, und fand noch immer Alles, Alles, in der längstgewohnten Ordnung, als plötzlich im Lager der Türken eine unruhige Bewegung entstand. Schaaren zogen hin und wieder; Agas und andere hohe Offiziere sprengten hin und her. Das Lager in der Leopoldstadt wurde aufgehoben, auf dem Wienerberge sanken die Gezelte zusammen,

man sah starke Truppenabtheilungen sich gegen das Gebirge ziehen, und Alles deutete auf etwas Ungewöhnliches hin. [19])

Doch während aller dieser Bewegungen fuhren die Feinde unausgesetzt mit Miniren und Beschießen der Wälle fort; sie unterhielten vor der Burg- und Löwelbastey ein fast immerwährendes Feuer, und hatten bereits alle Festungswerke in jener Gegend einem Zustande von gänzlicher Zerstörung nahe gebracht, der für die Stadt das Schrecklichste fürchten ließ. [20])

Da ertönte plötzlich um zwey Uhr Nachmittags den eilften September ein Kanonenschuß neben der Kapelle des Leopolds-Berges. Ein wüthendes Feuer antwortete aus den Türkischen Reihen, die sich in der Nähe desselben in Schlachtordnung aufgestellt hatten. Bald glaubte man hier und da christliche Schaaren zu erblicken, die sich auf der Höhe des Gebirges zeigten. Der Feind verdoppelte seine Angriffe auf die Basteyen, die Bürger strengten ihre letzten Kräfte an, es galt Leben oder Tod, diese Nacht mußte entscheiden; denn länger als noch einen Tag war kein Halten mehr. [21])

Die Nacht vom eilften auf den zwölften September sank auf die bedrohte Stadt, auf das

Lager der erbitterten Feinde nieder. Kara Mustapha saß gedankenvoll in seinem Zelt-Pallaste, den muthvoll vertheidigten Wällen gegenüber, die sein Geschütz wohl zu erschüttern, aber nicht zu erobern vermocht hatte. Dort erhoben sich die Mauern der Kaiserburg, von vielen Kugeln beschädigt, aber noch wie der Thron, den sie bargen, fest seit Jahrhunderten. Ringsumher stiegen die Thürme der Christentempel und mitten unter ihnen der Stephansthurm majestätisch in die dämmernde Herbstnacht empor. Mit wie stolzen Erwartungen war dieser Vezir vor zwey Monathen mit einem Heer von mehr als zweymahlhunderttausend Streitern vor diesen Mauern erschienen! Wie hatte er, von seinen astrologischen Träumen, von den Vorspieglungen Tökölys und seiner Freunde, von seinem eignen Hochmuth verleitet, an gar keinen bedeutenden Widerstand geglaubt, und dem Sturze der Kaiserstadt, der Unterjochung von ganz Österreich, ja dem Zuge nach Rom, als einem ungezweifelten Erfolge seiner Feldherrn-Gaben entgegengesehen! Und was war bis jetzt geschehn? Noch erhoben sich diese Thürme vor ihm, die er in den Staub zu stürzen gewähnt hatte; noch stand die Kaiserburg, über

deren Schutthaufen er sich den Weg in die erstürmte Stadt zu bahnen gedacht hatte. Sein Heer war entmuthigt; die Janitscharen forderten ungestüm ihre Entlassung, denn sie waren nicht länger als zwey und vierzig Tage vor einer belagerten Stadt auszuharren verpflichtet. Ein großer Theil seiner Truppen moderte in dem Umkreis von Wien, und nicht einmahl die Zeit zur Beerdigung seiner Todten hatte ihm Starhemberg auf mehrmahliges Ersuchen gegönnt, sondern vielmehr durch starke Ausfälle, und die Wuth, mit der er aus der Stadt auf die Arbeiten der Feinde kanonirte, diese an jeder Verrichtung gehindert. Sein Versuch, die Vereinigung des deutschen und pohlnischen Heeres zu hindern, war mißglückt und hatte ihm bedeutenden Verlust zugezogen. Nun rückte der Entsatz heran, und nun sollte er sich dennoch vielleicht die Frucht so langer Anstrengung entrissen sehn! — Nimmermehr! Er mußte Wien haben! Das war sein Ziel, die Krone all seines Strebens. Nur von Wien aus konnten die weitern Plane seines Ehrgeizes ihren Fortgang haben. So hatte er den Befehl gegeben, mit dem frühesten Morgen die Beschießung der Stadt mit verdoppelter Kraft zu beginnen, unbekümmert

um den anrückenden Entsatz, dem sein noch immer zahlreiches Heer, wie er meinte, leicht die Spitze biethen, und ihn würde zwingen können, den Versuch aufzugeben, den er zu tollkühn unternommen; oder den er, wenn die mürben Wälle dem türkischen Geschütz an eben diesem Tage fallen sollten, zum Zuschauer der Erstürmung Wiens machen konnte. Es war eine jener Verblendungen, in die der Hochmuth, durch langes Glück verwöhnt, manchmahl verfällt, und die uns, wenn wir erstaunt die verderblichen Folgen derselben, und die unbegreifliche Blindheit betrachten, mit Schaudern an jene Stelle der Bibel denken macht, wo Gott, wie es heißt, das Herz des Pharao verstockte, damit er seine Zeichen unter diesem Volke thun möge, und sie es erkennen, daß er der Herr sey.

Noch saß der Großvezier gedankenvoll auf den Polstern seines Zeltes und schaute in die immer mehr dunkelnde Herbstnacht hinein. Die Nähe des anrückenden Christenheeres hatte den Türkischen Befehlshabern größere Wachsamkeit zur Pflicht gemacht. So wie es völlig Nacht ward, entloderten hundert und hundert Wachfeuer ringsum im Türkischen Lager, und zerstreuten theil=

weise die feuchten Schatten. Im Wiederscheine der Flammen lagen die bärtigen Gestalten der Orientalen, standen Kamehle und Pferde an Pfähle gebunden, Wachen wandelten auf und nieder, jeden Augenblick veränderten sich die grellbeleuchteten Nachtstücke, und vor des düstern Feldherrn Blicken gestalteten sich, wie Rauch und Flamme, Licht und Schatten wechselten, ungewisse Bilder. Blutige Schatten schwebten vor ihm. Es waren die Geister der erschlagenen Ältern und Verwandten desjenigen, der jetzt als Rächer und Vergelter vor Wien erschien. Dann war es ihm plötzlich, als erblicke er seine eigene Gestalt mit der verhängnißvollen rothen Schnur am Halse. Ein Grauen wandelte ihn an, dann schwand wieder alles in Nebel und Rauch, und Kara Mustapha starrte in finsteres Nachsinnen verloren in den wirbelnden Dampf. Da verbreitete sich plötzlich eine bedeutende Helle von der Höhe des Stephansthurms. Es waren die Raketen, welche die Belagerten, als letztes Zeichen ihrer Noth, schnell hintereinander zum Himmel steigen ließen, um den anrückenden Helfern ihre äußerste Bedrängniß zu künden. Kara Mustapha's Herz schwoll in finsterer Freude auf; aber sieh! da leuchtete es von

Nordwesten herüber. Es schien, als käme die Helle vom Gebirge. Der Großvezier erhob sich, um zu sehen, was es wäre; da eilten ihm schon seine Sclaven entgegen und meldeten ihm, daß auf dem Kahlenberge eine ganze Garbe von Raketen entbrenne und gleich darauf donnerten drey Kanonenschüsse durch die Nacht vom Berge herüber. Drey eben solche Schüsse beantworteten sie von der Mölkerbastey. Das war das Zeichen. Der Entsatz war da, und Kara Mustapha knirschte, wie seine Bassen, seine Agas, Einer nach dem Andern, kamen, ihm diesen bedrohlichen Stand der Dinge zu melden, und sich seine Verhaltungsbefehle auszubitten. [22])

Er antwortete ihnen stolz, daß er auch für den nächsten Morgen keine andern als jene zu geben habe, die er bereits seit zwey Monathen gegeben — die Stadt auf alle Weise zu ängstigen, und im Angesicht der anrückenden Freunde zu Grunde zu richten. Vergeblich stellten ihm die Bassen von Ofen und von Diarbekir die tolle Wuth eines solchen Vorhabens vor; er beharrte darauf, und sie gingen mit erzürntem Herzen von ihm. [23])

Doch wer ermißt den Jubel, welchen jenes Freudenfeuer der nahen Rettung in den Herzen

der hart bedrängten Einwohner Wiens erregte. Nur derjenige, so drücken gleichzeitige Schriftsteller sich aus, nur derjenige, der neun Wochen das unaussprechliche Elend dieser Belagerung ausgestanden, konnte sich einen Begriff von dem Entzücken machen, mit welchem man nach so banger Erwartung, nach so oft getäuschten Hoffnungen endlich, endlich die Hülfe gegenwärtig sah! In einem Moment, mit fast unbegreiflicher Schnelle war die Freudenbothschaft in der ganzen Stadt verbreitet. Alles eilte auf die Straßen, auf die Dächer, auf die Thürme, besonders zu St. Stephan und Mariastiegen; und nun erschien das entzückende Schauspiel vor ihren Augen — die leuchtenden Feuer auf allen Gipfeln des umliegenden Gebirges, von dem Leopoldsberge bis gegen die Höhe, an deren Fuß sich Dornbach verbirgt. Eine Trunkenheit der Freude bemächtigte sich der Gemüther; ehmahlige Feinde umarmten einander herzlich, Kranke glaubten ihre Schmerzen nicht mehr zu fühlen, und Bekümmerte vergassen in diesem seligen Augenblick des eigenen Leidens, um sich der allgemeinen Rettung zu freuen. Auf den Sammelplätzen eilte die Mannschaft zusammen und forderte schon jetzt einen Ausfall; kaum daß

Starhembergs kluger Ernst den unzeitigen Eifer in gehörigen Schranken halten konnte. Einer der ungeduldigsten war Scalvinoni, sein Adjutant, der vor Begierde brannte, sich mit den Türken zu messen, und durch irgend eine glänzende That sich vor den Augen seiner Mitbürger und des Mädchens auszuzeichnen, das ihm jetzt aufs Neue theuer geworden war. Durch allerley kleine Aufmerksamkeiten hatte er in den wenigen Tagen, welche seit dem letzten Wiedersehn bey den Ursulinerinnen verflossen waren, ihr seine unbegrenzte Hochachtung zu beweisen gesucht, und auch in dieser denkwürdigen Nacht war es sein erstes Beginnen gewesen, so wie er die Feuerzeichen erblickte, und die erste Meldung zum Commandanten kam, sogleich der Frau von Preysing die gute Bothschaft zu wissen zu thun.

Diese saß eben mit Frau von Volkersdorf, von Dünewald und Katharinen noch spät Abends zusammen, beschäftigt, die letzten kleinen Reste von Leinwand, deren sie entrathen konnten, auf Wäsche und Verbandstücke für die Kranken und Blessirten zuzurichten, und die unaussprechliche Noth der Stadt, das Zögern der Hülfe, und die schrecklichen Erwartungen der kommenden Tage,

wenn diese Hülfe gar nicht oder zu spät käme, waren die beängstenden Gegenstände ihrer Gespräche. Die drey Frauen waren jede nach ihrer Art tief bekümmert, Frau von Preysing in stiller Ergebung, ihre Tochter auf einen verzweifelten Entschluß mit ruhiger Besonnenheit gefaßt, Frau von Volkersdorf zagend und betäubt. Nur Katharine konnte die allgemeine Niedergeschlagenheit nicht theilen. Die Gewißheit, daß ihr Sandor lebte und sie treu liebte, die Versicherungen des baldigen Wiedersehens, die sein Brief enthielt, die ruhige klare Ansicht der Dinge, die er ihr im Vertrauen auf ihren festen Sinn mitgetheilt hatte, hatten ihren Geist so gestärkt, daß sie auch in diesen bangen Stunden die stille Zuversicht auf baldige Rettung nicht verlieren konnte, und wenn die andern nach so oftmahligen Fehlschlagungen keine Hoffnung mehr zu fassen wagten, war sie es, die auf die Barmherzigkeit Gottes hoffte, und ihnen allerley Beyspiel unvermutheter Rettung aus der heiligen und profanen Geschichte erzählte.

Wir sind in Gottes Hand, sagte endlich Frau von Preysing: Unsere Beruhigung muß seyn, daß, was auch über uns kommt, nicht ohne seine Zulassung geschieht.

Ach, aber was kann das noch werden? jammerte Frau von Volkersdorf — wenn die Türken in die Stadt dringen, wenn sie die Häuser stürmen, die Weiber ermorden, die Kinder zerstücken? —

Man stirbt nur einmahl! rief Frau von Dünewald — und ehe ein solcher ungläubiger Barbar Hand an uns legen soll, gibt es ja noch ein Fenster, aus dem man sich mit seinen Kindern stürzen kann, um solcher Schmach und solchem Elend zu entgehn.

In dem Augenblick ertönten jene zweymahl drey Schüsse. — Was ist das? rief die Generalinn: Sturm in der Nacht? — Sie fuhren alle von ihren Sitzen empor; aber es ward wieder Stille, und nichts erfolgte weiter. Vielleicht eine Mine, die verunglückte? fragte Frau von Preysing: Der Schall kam vom Schottenviertel her.

Das scheint mir nicht; es waren drey ferne, und drey sehr nahe Kanonenschüsse, erwiederte Frau von Dünewald.

Ach vielleicht, vielleicht die Retter! rief Katharine und erhob die gefalteten Hände und die strahlenden Augen zum Himmel. Sie sprachen noch eine Weile unter sich, vermuthend und verwerfend, was jeder einfiel, um den ungewöhn-

lichen Schall zu erklären; da hörten sie schnelle Tritte im Vorzimmer, und auf den Straßen ein verwirrtes Getöse, die Thür ging auf und Don Miguel stürzte mit strahlenden Blicken herein. Sie sind da! rief er: Der Succurs ist da!

Großer Gott! rief Frau von Preysing erschrocken vor Freude: Sollte es möglich seyn?

Der Succurs? rief die Generalinn: Ihr irrt, guter Alter! Woher käme der so plötzlich?

„Gewiß! gewiß, gnädige Frau! Die ganze Stadt ist in Allarm, und so eben schickt der Adjutant des Commandirenden, und läßt sagen, daß er sich die Freude nicht versagen könne, Euer hochfreyherrlichen Gnaden zu melden, daß die christliche Armee bereits auf dem Kahlenberg stehe, und ihre Signalschüsse gegeben habe.“

O Gott sey Dank, Gott sey Dank! sagte Frau von Preysing, indem sie von freudigem Schrecken ermattet auf einen Stuhl sank. Frau von Volkersdorf und ihre Tochter hielten sich sprachlos umarmt; die Generalinn zitterte vor Erschütterung, und Don Miguel war auf die Kniee gesunken, um dem Herrn der Heerschaaren seinen Dank zu bringen.

So wie hier, so wurde diese Nachricht in den meisten Familien aufgenommen. Die ganze

Nacht ging fast Niemand zu Bette. Man hatte sich so viel zu sagen, so viel zu erwarten, und, o Gott! nachdem der erste Taumel vorüber war, wie Vieles noch zu fürchten!

Die Generalinn schickte zu einem ihr bekannten Offizier, sich seine Begleitung zu erbitten, um den Thurm bey Maria Stiegen zu besteigen. Katharine ersuchte um die Erlaubniß, daß sie mitgehen dürfe, und erhielt sie gern von der Generalinn, schwerer von ihrer Mutter, der ein unbestimmtes Fürchten jeden nicht ganz gewöhnlichen Schritt als gefährlich zeigte. Sie gingen. Auf allen Straßen herrschte Leben und Bewegung. Niemand schien der Ruhe bedürftig, es war, als hätte die freudige Hoffnung der Erlösung alle Erschöpfung, wie allen Druck, von den schnell gehobenen Geistern genommen. Wie sie durch die Gassen über die Plätze gingen, begegneten ihnen Bewaffnete, die sich an ihre Versammlungsörter begaben, oder schon geordnete Schaaren, die auf die Basteyen zogen: alles war rege, alles voll guter Hoffnung, Muth und Kampfeslust. So kamen sie auf den Thurm, und nun lag das Türkische Lager mit all seinen lodernden Flammen unter

ihnen, so weit rechts hinab und gerade hinüber bis an den Strom ihre Blicke reichten. Aber links auf den Höhen brannten andere Feuer, und strahlten durch die Nacht Freude und Trost in ihre Herzen. Dort waren die Retter, dort war Sandor, und vielleicht auch Graf Dünewald, und in die Brust der Frauen gesellte sich schnell Sorge zur Freude, und zwischen dem Moment der Erwartung und des Wiedersehens drängten sich die Bilder des Kampfes, des Blutes und Todes.

So verging die Nacht, und kaum graute der Tag, so ertönte schon der Donner des feindlichen Geschützes; denn Kara Mustapha, seinem einmahl gefaßten Plane getreu, konnte keinen andern Gedanken fassen, als den, die Stadt noch heute im Angesicht des Christenheeres zu erstürmen. Aber dieselbe Morgenröthe, welche die Türken in den Approchen zu neuem Angriff auf die Stadt rief, hatte auch auf dem Kahlenberge die Feldherrn der Befreyungsarmee zu dem großen Werke geweckt, das sie heute vorhatten. Es war Sonntag, der Tag des Herrn; so wie es christlichen Helden geziemt, weihten sie sich durch Gebeth zu Streitern des Höchsten. Mit den ersten Streiflichtern, welche jenseits

der Donau über den Flächen von Ungarn aufzuckten, war Sobiesky von seinem Lager aufgesprungen, wo er die Nacht durch mehr gesonnen als geschlummert hatte. Sein Beyspiel erweckte bald alle übrigen Befehlshaber. Der Herzog von Lothringen trat in den Saal des halbzerstörten Camadulenser Klosters, in dem der König die Nacht zugebracht hatte, und wo die Versammlung bestimmt war. Ihm folgten die Churfürsten von Bayern und Sachsen, die Pohlnische, Österreichische, und Reichs-Generalität, viele berühmte Nahmen, deren Enkel großen Theils noch leben. Jetzt öffneten sich die Thüren von des Königs Gemächern, und Sobiesky trat heraus. Obwohl seine etwas kurze und gedrungene Gestalt dem eigentlichen Begriff einer Heldenfigur nicht entsprach, so verkündete doch der lebhafte Blitz der dunkeln Augen, der Ausdruck der edlen Züge, und das rasche Feuer seiner Bewegungen einen ungewöhnlichen Geist. Seine Kleidung war nach Pohlnischer Sitte lang und weit, in der Mitte mit dem kurzen Säbel am goldenen Gehenke gegürtet, die Ärmel des Überkleides an den Schultern zurückgeschlagen, das Haupt halb umschoren und mit der pohlnischen Mütze bedeckt. Ihm folgten

der Großfeldherr Jablonowsky, der Unterfeldherr Sceniaffsky, der Kronfähnrich Leszinsky, der Castellan von Willna, der General der Reiterey Lubomirsky und andere. Achtungsvoll wich der Kreis vor dem Könige, der mit einfacher Würde den Herzog von Lothringen und die übrigen Herren begrüßte, in einer kurzen feurigen Rede sie auf die Wichtigkeit des heutigen Tages, wo sie nicht bloß für ihren König und ihren Ruhm, sondern für Gott und die Christenheit zu kämpfen hätten, aufmerksam machte, und dann, von ihnen allen gefolgt, sich in die Capelle auf dem Leopoldsberge begab, wo der, durch seinen frommen Wandel wie durch manchen prophetischen Blick in die Zukunft ehrwürdige Pater Marcus Avianus aus dem Kapuzinerorden die Messe las. Sobiesky selbst verrichtete die Dienste des Ministranten, und wohnte so in christlicher Demuth, Kron und Würde vor dem in den Staub legend, von dem er sie erhalten, dem heiligen Meßopfer bey, und nach der Messe reichte ihm Bruder Marcus das heilige Abendmahl, das der König in Beyseyn der ganzen deutschen und pohlnischen Generalität mit tiefer Andacht empfing. Hierauf rief er seinen Sohn herbey, hieß ihn vor dem Altar niederknien,

schlug ihn zum Ritter, und waffnete ihn mit eigener Hand. [24])

So erhoben, gestärkt und geweiht durch fromme Gefühle verließ der König, und die übrigen Feldfürsten mit ihm, die Capelle, und jeder begab sich zu seinen Schaaren, den Geist des Muths und der Aufopferung für die Sache Gottes, den sie in der Capelle empfangen hatten, denselben mittheilend. Unter ihnen lag die Stadt, die Morgennebel und Rauchwolken bedeckten, zwischen welchen die Blitze des Geschützes sichtbar wurden, indeß ein schwacher Ostwind den dumpfen Donner der Bomben und Kanonen bis auf die Spitze der Berge trug, und die Befreyer der dringendsten Eile ermahnte.

Den linken Flügel bildeten Sächsische und Österreichische Truppen unter dem Befehl des Herzogs von Lothringen. Im Mittelpunct kommandirten der Fürst von Waldeck und der Churfürst von Bayern. Sobiesky mit seinen Pohlen war auf dem rechten Flügel, der sich an den Höhen bis gegen Dornbach hinzog. Fünf Kanonenschüsse gaben das Zeichen zum Angriff, und die Schaaren rückten über die Anhöhen hinab.

In des Großveziers Gezelt traten ungeduldig nun alle Bassen, und forderten Befehl zur

Schlacht. Kara Mustapha wollte noch nichts davon hören, ihm lag die Stadt, und nur die Stadt im Sinn. Der Tartarchan stellte vor, daß man die Mannschaft aus den Approchen ziehen, und gegen den Feind führen solle. Jeder Augenblick brachte Nachricht von der Stärke, von der Eile des über das Gebirg von allen Seiten herabdringenden Entsatzes. Kara Mustapha, knirschend vor Wuth, warf sich zur Erde, zerraufte Haar und Bart, und wurde endlich doch vom Bassa von Diarbekir gezwungen, sich an die Spitze des Heeres zu setzen. So ergriff er denn die heilige Fahne des Propheten, übergab dem Osman Oglu Bassa den rechten Flügel, der gegen Nußdorf stand; der linke war unter dem Bassa von Peterwardein den Pohlen gegenüber bey Hernals aufgestellt; er selbst kommandirte im Centrum. Aber der Khiaja Bey mußte in den Laufgräben zurück bleiben, und ein furchtbares Feuer gegen die Stadt unterhalten, die bald so sehr in Rauch und Dampf gehüllt war, daß ihre Befreyer sie von den Anhöhen kaum erkennen konnten, und die Bewohner noch in den letzten Augenblicken alle vorigen Besorgnisse und Ängsten verdoppelt ausstehen mußten.

Auf dem linken Flügel des christlichen Heeres entzündete sich der Kampf zuerst. Die Türken unter Osman Oglus Anführung machten den Österreichern jeden Fußbreit Landes in den Weinhügeln um Grinzing und Sievring streitig. Nur langsam konnten diese sich des heimischen Bodens bemächtigen; aber sie drangen doch allmählich vor, und bis gegen Mittag waren sie endlich ganz in die Ebene herab gerückt. Auch der rechte Flügel hatte sich aus den Defileen bey Dornbach und aus den Schluchten der Gebirge heraus gemacht und in der Fläche aufgestellt. So stand nun die ganze christliche Armee in einem Halbkreis an dem Gebirge hin von Dornbach bis an den Strom, und nun begann die Schlacht von allen Seiten. Auf dem linken Flügel der Türken schien einen Augenblick der Kampf zweifelhaft. Ibrahim Bassa drängte die Pohlen zurück; aber Sobiesky, der mit eigener Hand einige Feinde erlegt und einen Roßschweif genommen hatte, warf sich mit Ungestüm auf ihn, indeß der Prinz von Lothringen in den rechten Flügel der Feinde hinter Döbling eindrang, die große Batterie bey diesem Orte stürmend eroberte, und unbekümmert um das Feuer, welches die Feinde in der Schanze, die

noch ihren Nahmen trägt, aus zehn Kanonen unterhielten, bis Weinhaus und Währing vorrückte. Nun war der Sieg entschieden; die Türken wichen von allen Seiten von Dornbach über Hernals herein, und über jene Felder, auf denen jetzt ein Theil des Alsergrundes steht, brachen die Pohlen unter ihrem heldenmüthigen König hervor, und trieben den Feind vor sich in unordentliche Flucht. Sandor, der in dem Regimente seines Königs nicht weit von seiner Person focht, nahte kämpfend, und in die Reihen der Feinde dringend, der Stadt, die sein Liebstes einschloß, und die jetzt noch eine Dampfwolke seinen Blicken entzog, wenn er das Auge einen Moment von seinem blutigen Werk abmüßigen, und auf die bedrohten Mauern richten wollte. Auf einmahl ertönte, wie man in der Stadt das Vorrücken der christlichen Armee und ihren entscheidenden Sieg sah, eine Freudensalve aus allen Feuerschlünden von der Schotten- bis gegen die Kärntnerthor-Bastey. Bestürzt horchten die Türken in den Approchen auf; ein zweytes Salve ließ sie an dem Siege und Jubel der Freude, und ihrem eignen Verderben nicht zweifeln. Sie flohen aus den Trencheen und Laufgräben; aber in dem Augenblicke öffnete sich

auch das Schottenthor, und heraus stürmte ein Ausfall der kampflustigen Besatzung, die bey dem Glück der Ihrigen außerhalb den Mauern nicht mehr im Umkreis derselben zu halten war. Scalvinoni war an der Spitze. Sein ungestümes Bitten, sein jugendlicher Eifer hatten es endlich über Starhembergs besonnenem Ernst gewonnen, die Thore öffneten sich, und die muthige Schaar eilte hinaus ins lang entbehrte Freye, und fiel dem schon überall weichenden Feind mit siegender Kraft in die Seiten. Das Gefecht wurde nun vor und rückwärts allgemein. Jetzt hatten die Pohlen das Glaçis erreicht. Der Großvezier pflanzte noch einmahl die Fahne Mohameds vor seinem Zelte auf und ließ ausrufen, daß jeder echte Muselmann sich bey derselben versammeln solle. Es geschah auch. Viele zerstreute Krieger sammelten sich um diesen heiligen Vereinigungspunct, bald war ein beträchtlicher Haufe beysammen. Kara Mustapha ging auf dem Glaçis der Stadt noch einmahl seinen Feinden entgegen, aber von der linken Seite drangen die Pohlen unaufhaltsam vorwärts, während auf der rechten die Mannschaft des Ausfalls in seine Flanke fiel. Die Türken fochten mit dem Muthe der Verzweif-

lung; jeder Fußbreit Erde wurde mit Blut erkauft. Nun hatten die Deutschen aus der Festung beynahe die Pohlen erreicht; nur noch ein kleiner Haufen Feinde, der wüthend Stand hielt, trennte die befreundeten Schaaren. Da glaubte Sandor — denn er war unter den vordersten seines Heeres — unter den aus der Stadt gedrungenen seinen Nebenbuhler zu erblicken. Ein aufwallendes Gefühl von Unwillen übermannte ihn; aber in dem Augenblick warfen auch die Türken, durch Scalvinoni's unausgesetztes Andringen erbittert, sich mit Übermacht auf ihn. Er war umringt, von den Seinen getrennt, in der höchsten Gefahr. Sandor stürzte sich, ihn zu retten, ins dichteste Feindesgedränge. Erstaunt sah Scalvinoni einen Uhlanen Offizier mitten unter die Feinde sprengen, und rechts und links hauend sich bis zu ihm Bahn machen. Sein schon gesunkener Muth belebte sich auf's Neue, da er Beystand sah. Bald hatten ihn, so wie den Rittmeister die Übrigen ihrer Schaaren erreicht; vor ihrer vereinten Kraft wichen die Feinde, Scalvinoni war befreyt, und jetzt erst erkannte er seinen Retter. Das Gedränge der Schlacht erlaubte ihm nicht seinen warmen Dank anders als mit einem flüchtigen Hände-

druck zu bezeugen; aber der Blick, mit dem er seinen Befreyer ansah, sprach Alles aus, was in des Jünglings Seele vorging. Beyde vereinigte Schaaren warfen sich zusammen auf den Feind, der von nun immer weichend, aber langsam sich gegen die Straßen der Vorstädte zog, als auf einmahl Trompeten und Pauken links herüber vom Glaçis schmetterten. Alles horchte hoch auf. Christen sowohl als Türken stutzten einige Augenblicke. Es war Prinz Ludwig von Baden, welcher an der Spitze der Häuslerischen und Würtembergischen Truppen bis an die Contrescarpe vor dem Schottenthor drang, und den noch zurückgebliebenen Feind auch in den Approchen und Laufgräben angriff, und daraus vertrieb. Eine halbe Stunde ungefähr hielt sich der Großvezier mit dem Kern der Armee noch in St. Ulrich. Sobiesky vertrieb ihn nach einem hartnäckigen Gefecht auch von da, und gegen Abend, wie die Sonne am Himmel sank, war auch das Glück der Türken gesunken. Sie flohen ohne Aufenthalt, ohne Umwenden über den Wienerberg und nach allen Richtungen bis nach Ungarn. General Dünewald — denn auch er war ein Held dieses Tages — traf einen Trupp bey Enzersdorf, und trieb einen Theil desselben

in den Strom. [25]) Der Churfürst von Sachsen, der überhaupt mit seinen Schaaren bedeutend zu dem Siege mitgewirkt hatte, sah, wie die Türken auf einer Donauinsel wehrlose Christensklaven, die ihnen bey ihrer Flucht nur hinderlich gewesen seyn würden, niederhieben. Er sprengte in den Fluß, seine Leibgarde folgte ihm, und es gelang ihm, die Feinde theils zu verjagen, theils zu tödten, und so den unglücklichen Gefangenen, die ihm mit Thränen dankten, Leben und Freyheit zu erhalten. [26])

Während dieses am Strom-Ufer geschah, hatten Sobiesky und seine Pohlen den Zeltpallast des Großveziers im Trautsohnschen Garten mit allen seinen Schätzen, der geheimen Kanzley, seinem Leibpferd, und seiner kostbaren Rüstung in ihre Macht bekommen. Er beschloß, diese Nacht darin zu schlafen. Auch war er, die Seinen, und das ganze Heer von der Arbeit des Tages herzlich ermüdet. In dieser Ermüdung, in der einbrechenden Nacht, und in der ungeheuren Anstrengung der Mannschaft, die schon zwey Tage vorher durch forcirte Märsche ihre Kräfte zugesetzt hatte, lag auch die Ursache der Schonung, die der fliehende Feind erfuhr, und daß ihm nur von einem Theile der Truppen bis

Fischamend nachgesetzt wurde. Der Herzog von Lothringen aber sandte noch spät Abends den Generaladjutanten Grafen Auersperg nach Dürrenstein, wo der Kaiser in seiner Annäherung gegen die Hauptstadt sich aufhielt, mit der erfreulichen Siegesnachricht.

So war denn nun das große Werk vollbracht mit des Herrn Hülfe an seinem Tage, die Noth der Christenheit geendet, Wien befreyt und die Türken in die Flucht geschlagen. Die ganze Nacht hindurch unterhielten die christlichen Soldaten Freudenfeuer im Türkischen Lager um die Stadt herum, und mit wie andern Gefühlen wurden diese Lichtpuncte von den beglückten Einwohnern der Stadt betrachtet, als die Nacht zuvor! Aber Starhembergs kluge Vorsicht erlaubte diesen noch nicht, die Ringmauern zu verlassen; erst mit Tagesanbruch durfte das geschehen, um aller möglichen Unordnung vorzubeugen. Jeder mußte seine Ungeduld zügeln, und diejenigen, welche, wie Katharine und Frau von Dünewald, wußten, daß das Theuerste, was sie besaßen, den ganzen Tag über in augenscheinlicher Gefahr gewesen war, trugen diese Verzögerung mit ängstlichem Gefühl, das

von der Freude der Rettung nicht ganz überwogen wurde.

Endlich brach der Morgen des dreyzehnten Septembers an. Bey seinem ersten Strahl eilte Alles, was konnte, hinaus ins verlaßne Türkische Lager. Die Ungeduldigsten kletterten über die zerschossenen Basteyen in die Stadtgräben hinab, Andere warteten, bis die Thore geöffnet wurden, und nun strömten die lang verschlossenen und schwer geängsteten Haufen hinaus, um sich ihrer Rettung, ihrer Freyheit, und zugleich im Türkischen Lager an der gebrochnen Macht ihrer Dränger zu erfreuen. Hier lagen unermeßliche Schätze an Vorräthen jeder Art, Lebensmittel, Waffen, Geräthschaften, Kostbarkeiten, Gold, Pferde und über fünfzehntausend Gezelte. Die Menge verstreute sich ringsum. Kaum wußten sie, was sie in der Fülle der daliegenden Habseligkeiten ergreifen, was sie wählen sollten, um das Beste und Nützlichste mit sich fort zu nehmen. Starhemberg begab sich mit seiner ganzen Generalität zum König von Pohlen, und dieser empfing den Helden der Vertheidigung als seinen Freund und Bruder, und schickte sich an, mit ihm und dem Herzog von Lothringen die Arbeiten der Feinde sowohl als

was auf den Basteyen zur Vertheidigung mit eben so viel Klugheit als Muth vorgekehrt worden war, zu besehen. Ein Stein zwischen dem Burg- und Schottenthor, in dem Walle eingemauert, zeigte der Nachwelt noch lange den Ort, wo der große Johann Sobiesky bey der Besichtigung der Mauern geruht; denn der Morgen war heiß, und die mildeste Herbstsonne verklärte den Tag der Erlösung. [27])

Neugier und Habsucht hatten am frühen Morgen viele Menschen über den beschwerlichen Weg der zerschossenen Basteyen herabgeführt; liebende Ungeduld führte auf demselben Pfade einen Jüngling hinauf, dessen Blicke schon gestern mit Sehnsucht an den Thürmen der Stadt gehangen hatten, und der mit verhaltenem Grimm das Verboth des Commandirenden ertrug, das ihm so, wie jedem Andern den Eingang in die Stadt verwehrt hatte. Sobiesky kannte Sandors Verhältnisse. Am frühen Morgen, als der König sich von dem Lager erhob, auf dem gestern noch der übermüthige Feind geruht hatte, ließ er den Rittmeister rufen, lobte seine Tapferkeit, mit der er gestern den Vortrab bis an die Stadt geführt, und einen Offizier der Besatzung gerettet hatte, und fragte ihn lächelnd, ob er nicht

in die Stadt zu gehen wünsche? Sandor verbeugte sich, und erröthete ein wenig; doch schwieg er. Nun versuche dein Glück, mein Freund! sagte der gnädige Monarch: Ich sehe da von meinem Fenster, wie Viele den Weg heraus suchen; vielleicht gelingt es eben so gut hinein zu klettern. Von mir aus hast du die Erlaubniß.

O mein gnädiger König! rief Sandor, und seine Augen strahlten vor Freude: Darf ich also?

Du darfst. Geh nur, und rechne auf mich, wenn du meines Nahmens bedarfst! setzte der König gütig hinzu. Sandor verneigte sich tief und eilte sogleich an den Graben. Mit einigen Sätzen war er hinunter, eilte schnell dem gräßlichen Anblick der blutigen Leichen vorbey, die von dem gestrigen Gefechte noch daselbst liegen geblieben waren, und stieg nunmehr nicht ohne Beschwerde den zerschossenen und erschütterten Wall hinauf.

Nun hatte er die Bastey erreicht; er erstaunte über alle die Arbeiten, die hier zur Vertheidigung der Stadt durch Starhemberg angeordnet waren, diese Abschnitte, Verhacke, verbollwerkten Straßen u. s. w., welche genugsam sowohl von des Commandirenden Einsicht, als von seinem Entschluß, die Stadt bis aufs Äußerste

zu halten, zeugten. Mit einem leichten Satz sprang er über die Brustwehr in die Stadt selbst hinab, und eilte nun, so schnell er konnte, durch die wohlbekannten Wege dem Hause zu, das Katharinen einschloß.

Katharine hatte mit ihren Hausgenossen die Angst und gespannte Erwartung des gestrigen Tages getheilt; sie und die Generalinn hatten noch eine Unruhe mehr zu tragen, die für ein geliebtes Leben.

Wenn die Kanonen um den Wall donnerten, wenn das Feuer des kleinen Geschützes darein prasselte, wenn der Türken wildes Allah-Geschrey die Luft zerriß, Staub- und Dampfwolken die Stadt und das Schlachtfeld verhüllten, ach was geschah vielleicht draußen! Welche Wunden wurden jetzt geschlagen, welcher Unglückliche sank vielleicht blutend, sterbend unter den Säbeln der Ungläubigen! Trotz der feindlichen Kugeln, die den ganzen Tag heftig auf alle Thürme und Dächer der Stadt geflogen waren, hatten die erwartungsvollen Herzen der Muthigen sich nicht von diesen gefährdeten Warten abhalten lassen. Man bestieg die Thürme, die Dächer der höheren Gebäude, man achtete keine Gefahr, um Augenzeuge der anrückenden

Rettung zu seyn. Man sah am Morgen den ganzen Berg sich von Truppen regen, man sah sie allmählich herabrücken, man sah das Feuer, welches die Türken in den Hohlwegen und hinter den Weingärten von Nußdorf und Sievering, und aus den Kanonen der Schanze hinter Weinhaus unterhielten. Bald aber zur unaussprechlichen Freude der Wiener rückte dieses Feuer näher, die Blitze zuckten in minderer Entfernung durch den Dampf, und lauter hörte man das Getöse der Schlacht. Jetzt brachen linker Hand von Dornbach die tapfern Pohlen heraus; jetzt drängten sie den Feind von allen Seiten; bis Nachmittag war ringsumher auf den Feldern vom Gebirge bis an die Vorstädte keine Schlacht mehr, nur dicht um die Mauern wüthete noch der Kampf. Jetzt gewahrte man den Ausfall, der aus dem Schottenthor in den Rücken der Feinde brach, und bald darauf die allgemeine Flucht.

Die Generalinn hatte es nicht vermocht, das alles mit anzusehn. Es war nicht die Furcht für ihre Erhaltung, welches sie von jenem Standpunkte der Beobachtung entfernte; es war das Bewußtseyn, daß jede Kugel, die da draußen prasselte, jeder Säbelhieb, der im Gemenge fiel,

den Gemahl, den Vater ihrer Kinder, entreissen konnte. Diese Möglichkeit verbitterte ihr den Anblick der Schlacht. Sie saß ernst schweigend in der Mutter Zimmer, Katharine neben ihr, oder sie knieeten beyde unter den Schaaren, die gleich ihnen den ganzen Tag vor den Altären der Heiligen in der Kirche bethend lagen, um den Segen und die Erhaltung der Ihrigen zu erflehen.

So war es endlich Abend, dunkel und stille geworden. Was geschehen war, war nun unwiederbringlich geschehen. Da schellte es draußen heftig. Die Frauen fuhren zusammen, der Bediente meldete einen Offizier vom Stadtcommando, der die Generalinn zu sprechen wünschte. Wie Bley fiel eine schreckliche Ahnung auf ihre Glieder, sie erhob sich zitternd, und ging hinaus. Erstaunt erblickte sie den Adjutanten selbst. Baron Scalvinoni! rief sie: Was bringt ihr mir?

Nichts als Gutes, gnädige Frau! rief der Jüngling mit freudigem Blicke: Der Herr Graf lebt und befindet sich wohl; das kann ich euch im Voraus sagen. Ich habe die Ehre gehabt, ihn selbst von Weitem an der Spitze seiner Leute bey der Rossau herein kommen zu sehn.

Gott sey Dank! rief die Generalinn: Gott segne Euch, Herr Hauptmann, für diese Bothschaft! Ich werde Euch diese Aufmerksamkeit nie vergessen.

Er hat mich gesegnet, antwortete Scalvinoni mit anmuthigem Lächeln: Ich war vor drey Stunden in augenscheinlicher Todesgefahr. Ein seltsames Zusammentreffen rettete mich im letzten Augenblicke, und ich kann nun die Freude genießen, selbst der Überbringer noch einer zweyten sehr willkommnen Nachricht zu seyn.

Eine zweyte Nachricht? fragte die Generalinn verwundert: Und was wäre das?

Mein Retter aus jener Gefahr, der Mann, der, seines eigenen Lebens nicht achtend, das Meinige durch entschlossene Tapferkeit erhielt, ist diesem Hause nahe befreundet. Ich kann seinen Angehörigen die erfreuliche Versicherung bringen, daß er lebt, und daß ich hoffen darf, er werde mein Freund werden. Herr von Szalatinsky —

Szalatinsky? rief die Generalinn.

Ja, es ist Herr von Szalatinsky, dem ich das Leben danke, sagte der Adjutant, und erzählte hiermit der Generalinn den Hergang der Affaire des Nachmittags. Ihr wißt, die Rit-

ter alter Zeit, fuhr er lächelnd fort, legten ihren Besiegten die Pflicht auf, sich ihren Damen zu Füßen zu legen. Besiegt bin ich, Gottlob, nicht durch Herrn von Szalatinsky's Waffen; aber sein Edelmuth legte mir die Pflicht auf, seinen Verwandten die angenehme Nachricht seines Wohlbefindens, und der Verbindlichkeit, die ich ihm habe, zu bringen.

Erstaunt, aber freundlich lächelnd sah die Generalinn den Offizier an: Baron Scalvinoni! Ihr seyd ein achtungswerther Mann, und ich wiederhohle meinen frommen Wunsch, daß euch Gott segnen möge! Sie reichte ihm die Hand, die Scalvinoni ehrerbiethig küßte; dann sagte er: Ich habe euch, gnädige Gräfinn! schon in eurer Wohnung gesucht; denn ich hatte es nicht gewagt, mich der Frau von Volkersdorf, die ich nicht zu kennen die Ehre habe, und ihrer Tochter vorzustellen. Aber ich traf euch nicht, und man wies mich hierher.

Ist es euch gefällig herein zu treten? sagte Frau von Dünewald verbindlich: Ich werde euch meiner Mutter und meiner Freundinn vorstellen, und sie werden sich freuen —

Verzeiht, gnädige Frau! Ich bin weder in dem Anzug, noch in der Fassung, mich vor Da-

men zu zeigen. Entschuldigt mich gütigst! Bringt Frau von Volkersdorf und Fräulein Katharinen meine Bothschaft! Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich ihnen in einer passendern Stimmung unter die Augen treten kann. Er verneigte sich bey diesen Worten. Die Generalinn glaubte eine Spur von bitterm Gefühl in seinen Zügen zu lesen. Sie dachte viel zu fein, um seine Lage nicht vollständig zu begreifen, und nachdem sie ihren Dank wiederhohlt hatte, schied er von ihr, und sie begab sich ins Zimmer zurück, wo sie Katharinen und ihre Mutter sogleich mit dem überraschenden Inhalt ihres Besuchs bekannt machte, und die Freude, die sie belebte, auch in jene Herzen überströmte.

Nachdem die ersten Ausrufungen des Vergnügens über Szalatinsky's Erhaltung, und Scalvinonis zartsinniges Betragen vorüber waren, stahl sich Katharine in ihr einsames Zimmer, und warf sich dort vor dem Bild der heiligen Jungfrau nieder, der sie so oft ihr Leiden geklagt, und der sie in ihrem Herzen eine Wallfahrt nach Mariazell gelobt hatte, wenn sie ihr den Freund erhalten, und die Noth der Stadt enden würde. Nun lag sie in Thränen des Dankes, der Freude ergossen vor der Hochgebene-

deyten, und strömte ihr heißes Gebeth aus, und gelobte der Mutter der Schmerzen, daß sie, weil die Stadt und der Geliebte durch ihre Fürbitte erhalten worden, auch nun stille seyn, sich keinem Leide, das nur sie träfe, weigern, und alles, was die Schmerzenreiche über ihre Magd verhängen werde, geduldig auf sich nehmen wolle.

Gekräftigt, beruhigt durch dieß Gelübde stand sie auf, und überließ sich dem Ausbruch kindlicher Freude über all das Gute, das Gottes unverdiente Gnade auf sie gehäuft, und verglich fast beschämt ihr glückliches Loos mit dem so mancher gebeugten Mitbürgerinn oder Bekannten, die während der Belagerung und im gestrigen Gefecht theure Personen verloren, oder wenigstens für schwer Verletzte zu fürchten hatte. Am andern Morgen erwachte sie früh. Ihre eigene freudige Erwartung, und mehr noch das Geräusch auf der Straße, wo viele Menschen hin und wieder strömten, wie Jeden sein Wunsch auf eine der Basteyen oder an eines der Thore führte, scheuchte den Schlummer von ihren Augen. Sie kleidete sich schnell und eilte ans Fenster, um zu sehn, was vorging. Wie sie die Straße hinaufblickte, glaubte sie den Federbusch eines Uhlanen an eben der Stelle über

den Köpfen der Vorüberwandelnden nicken zu sehn, wo vor zwey Monathen der ihres Sandors aus ihren Augen entschwunden war. Ihr Herz schlug mächtig, der Federbusch bewegte sich näher. — Es war ein Uhlanenoffizier — es war Sandor! Sie stieß einen lauten Schrey der Freude aus. So früh hatte sie ihn nicht vermuthet; denn sie hatte gehört, daß dem Entsatzesheer erst dann die Erlaubniß ertheilt werden würde, in die Stadt zu kommen, wenn Sobiesky mit Starhemberg seinen Einzug gehalten haben würde. Gern wäre sie ihrem Freunde auf die Straße entgegengeeilt. Die Überlegung, daß sie im Angesicht der Menge ihn nicht nach ihrem Herzen bewillkommen durfte, hielt sie zurück; doch winkte sie ihm, hinter den Gardinen des Fensters stehend, schüchtern zu. Und jetzt blickte auch er auf, er erkannte sie, Purpurröthe überzog sein freudestrahlendes Gesicht. So hübsch hatte er ihr nie geschienen, wie heut! Er verdoppelte seine Schritte, jetzt war er im Hause. Niemand wachte noch als sie; die Erschöpfung des gestrigen Tages hielt alle im Schlafe gefesselt. Katharine schlüpfte auf den Vorplatz, sie öffnete ihm die Hausthüre, sie lag in seinen Armen, und eine reine fromme Freude, ungestört von

jedem trüben Rückblick, beseligte das endlich vereinte Paar. Was hatten sie sich nicht zu sagen, zu fragen, zu erzählen! Katharine zog ihn endlich ins Wohnzimmer. Da setzten sie sich zusammen und ihre Seelen ergoßen sich in süßen Gesprächen. Sandor mußte ihr von dem gestrigen heißen Tage erzählen, sie sagte ihm dafür, was sie nun ausgestanden, seit sie gewußt, daß er verwundet gewesen.

Du hast es gewußt? rief er: Wie kam das?

Katharine erzählte ihm nun, daß ein Zufall ihr zuerst sein Duell, und der Vorwitz einer ihrer Bekannten späterhin seine Verwundung bekannt gemacht habe. Du siehst, sagte sie, indem sie, ihn zärtlich anlächelnd, ihre beyden Hände auf seine Schultern legte: Ich bin immer in genauer Kenntniß von allem geblieben, was dich betrifft. Ich wußte auch schon gestern, daß du einem Offizier der Besatzung das Leben gerettet —

Das wußtest du? und schon gestern? fragte Sandor etwas finster.

Ja, schon gestern, etwa um acht Uhr Abends, antwortete sie.

Und von wem?

„Von Scalvinoni selbst.“

Er war bey dir? Er kömmt hier ins Haus?

Du siehst ihn öfters? rief Sandor, und der Zorn der Eifersucht sprach sich in jeder Miene, wie im Ton seiner Stimme aus.

Sey nicht böse, lieber Sandor! antwortete Katharine mit herzlicher Freundlichkeit: Scalvinoni kommt nicht zu uns; ich habe, seit du fort bist, nur zweymahl flüchtig am dritten Ort ein Paar Worte mit ihm gewechselt.

Aber du sagtest ja, daß er gestern —

Ganz recht! Er ließ die Dünewald hinausrufen, erwiederte sie, und theilte ihm nun alles mit, was ihr die Generalinn gesagt hatte. Sandors Gesicht heiterte sich allmählich auf. Das ist brav von ihm, sagte er zuletzt: Er mag eitel und eingebildet seyn; aber als einen braven Soldaten und als einen guten Menschen habe ich ihn nun schon zweymahl gefunden.

Und glaubst du denn, Sandor, begann Katharine wieder, daß die Oberstinn oder meine Mutter einem Menschen, den ich als deinen Feind betrachten mußte, einem Menschen, der offenbar Lust zu haben schien, sich mir zu nähern, erlaubt haben würden, in unser Haus zu kommen? Glaubst du denn, daß er mir nicht eher verhaßt als angenehm war?

Du hast Recht, sagte Sandor, und both ihr

die Hand: Ich hätte mir auch jenen Zweifel nicht erlauben sollen. Meine schöne, meine theure Katharine, meine geliebte Braut! Bey diesen Worten schlang er aufs Neue die Arme um sie, sie aber wand sich mit einem Seufzer aus seiner Umschlingung, und rief: O mein Gott! Woran mahnst du mich?

An das, was ich hoffe, was mein Lebensglück bestimmt, und auch das deine, ich weiß es.

Armer Sandor! antwortete Katharine: Laß uns den ersten schönen Augenblick des Wiedersehens nicht mit diesen Gedanken verbittern! Komm! Laß uns zur Mutter gehn! Sie wird schon auf seyn, und sich sehr freuen dich zu sehen.

Sie gingen Hand in Hand in das Zimmer der Frau von Volkersdorf, die den geliebten Neffen mit mütterlicher Freude empfing, sich von ihm alles erzählen ließ, was seit ihrer Trennung mit ihm vorgegangen, und nicht ermangelte, gute Lehren über das Sündliche des Zweykampfes einzuschalten. Katharine saß neben ihm, ihre Hand in der seinen, sie hörte ihn erzählen, aber sie dachte nur das Glück, ihn wieder zu haben, und gab auf seinen Bericht von der Schlacht, und der Flucht der Türken, welchen seine Tante sehr umständlich forderte, nicht genau Acht. O

wie glücklich wäre sie jetzt gewesen, wenn nicht der Gedanke an das Gelübde der Mutter ihren stillen Himmel getrübt hätte!

So lange Katharine über Sandors Leben in Ungewißheit schwebte, hatte sie jenen Punct gar nicht mehr berührt. Ihr Entschluß war gefaßt. Warum sollte sie die Mutter mit vergeblichen Erörterungen belästigen? War Sandor todt, so verließ sie gern die Welt, um in einem frommen menschenfreundlichen Wirken einen Zweck und Gehalt ihres Lebens zu finden. Aber seit Kolschützky ihr die Nachricht seines Wohlbefindens gebracht, seit sein Brief ihr von Neuem die ganze Gluth seiner treuen Neigung gezeigt, und mit dem Entsatz der Stadt der Augenblick der Entscheidung herbey kam, erhoben Zweifel und Angst sich wieder in ihrer Brust. Sie versuchte es auf Umwegen die Mutter auszuforschen, und fand sie stets dieselbe. Ja das unglückliche Loos ihrer ältern Tochter, das Katharine durch Kolschützky erfahren, und davon ihrer Mutter, so viel diese wissen mußte, mitgetheilt hatte, schien auf den ängstlichen Character dieser Frau den allerungünstigsten Eindruck gemacht zu haben. Sie sah nichts als die Strafe des Himmels für das gebrochene Gelübde darin. Ihr

Schwiegersohn ein Staatsverbrecher, im Kerker, des Verstandes beraubt, ihre Tochter zeitlich und vielleicht auch ewig elend! Wie konnte sich das Mißfallen Gottes an dem Raub der Himmelsbraut deutlicher ausdrücken? Tag und Nacht schwebte dem beängsteten Mutterherzen das Bild der geliebten, der unglückseligen Tochter vor. Ihre Verzagtheit ging so weit, daß sie anfing, sich zu kasteyen, daß sie mit Disciplin und Cilicium für die Tochter büssen wollte, um nur einen Theil der Strafen, die Gott auf diese gelegt, von ihr zu nehmen, und besonders um sie von dem Fluch ewiger Verdammniß, welcher sie nach ihrer Mutter Meinung sicher treffen mußte, durch solche Opfer zu befreyen. Bey dieser Stimmung durfte es Katharine kaum wagen, ihrer Hoffnungen zu erwähnen. Sie kannte die Mutter und sie zählte auf nichts, als auf das Zureden des frommen und weisen Bischofs Collonits, von dem allein sie einige Wirkung auf das bestürzte Gemüth der Mutter hoffte.

Jetzt, da Sandor da war, da das Längsterwartete zur Sprache kommen mußte, faßte die Furcht sie aufs Neue, und der Anblick des Geliebten füllte sie mit Freude und Schmerz zugleich, und fesselte dadurch jede ihrer Empfin-

bungen noch enger an ihn. Sie fand ihn in jeder Rücksicht so edel, so verständig, so liebevoll, daß das Glück, mit ihm zu leben, ihr im himmlischen Lichte erschien, und sie, wie mit ihren Blicken, so auch mit ihren Wünschen, mit ihrer ganzen Seele an ihm hing.

Noch saßen sie alle drey in inniger Liebe und Freude vereinigt, als man eine Ordonnanz meldete, welche den Herrn Rittmeister suchte und ihm zu wissen that, daß gegen zehn Uhr der Einzug des Königs von Pohlen mit dem Commandirenden Statt haben, und dann das Tedeum bey den Augustinern gehalten werden würde. Sandor sprang auf, er umarmte Mutter und Cousine, gürtete den Säbel um, und mußte lächeln, daß ihn der König so genau zu finden gewußt hatte, worüber Katharine hoch erröthete. Dann eilte er schnell fort, um sich bey seinem Könige an dem Platz, der ihm gehörte, einzufinden. Katharine aber beredete die Mutter, mit ihr zu den Augustinern zu gehen, und dem Gottesdienste beyzuwohnen. Dießmahl verstand sich die erfreute Matrone gern dazu, und sie warteten nur die Generalinn ab, um mit ihr einen anständigen Platz zu bekommen.

Der Zug der Sieger ging beym Stuben-

thor herein, [28]) weil die übrigen noch alle verrammelt und für Pferde unzugänglich waren, bey der Stephanskirche vorüber, durch die Kärntnerstraße und über den neuen Markt nach der Kirche der Augustiner. Vor dem König wurden als Siegestrophäen die Türkischen Fahnen und Roßschweife getragen, und des Großveziers Leibroß geführt. An seiner Seite ritten Starhemberg, der Prinz von Pohlen, der Churfürst von Bayern, die übrigen Deutschen und Pohlnischen Generäle ohne Beobachtung des Ranges, dann unter vielen deutschen und pohlnischen Offizieren Scalvinoni und Szalatinsky, die sich freundschaftlich begrüßten und nahe zusammen hielten. Das Volk strömte auf allen Seiten herbey, man suchte sich dem Könige, dem Helden des Tages, zu nähern, sein Pferd, seinen Säbel, sein Kleid zu berühren, um einst den Enkeln sagen zu können, daß man den großen Helden, den Christenretter, Johann Sobiesky, gesehn. Alles schrie, alles jubelte; ein freudiger Taumel hatte sich der ganzen, gestern noch so hartbedrängten, Stadt bemächtigt. Vor der Kirche saß Alles von den Pferden ab, und wie der König in selbe trat, regten sich seit langer Zeit wieder die Glocken auf allen Thürmen der Stadt, und die

erste Bewegung ihrer Freyheit war dem Herrn des Himmels geweiht. Katharine hörte den frommen, so lang entbehrten Schall mit inniger Bewegung. Sie sah den König, den Commandirenden, die übrigen Großen, und endlich ihren Sandor an Scalvinoni's Seite durch die Menge, deren lauten Jubel nur die Heiligkeit des Orts in Schranken hielt, gegen die Loretto-Kapelle [20]) in der Mitte der Kirche zuschreiten, wo alle die ruhmgekrönten Kämpfer des gestrigen Tages sich ehrerbiethig auf ihre Kniee niederließen, und als christliche Helden dem Allmächtigen die Erkenntniß ihrer Abhängigkeit, und den innigsten Dank für seine gnädige Hülfe zollten.

Nachdem das heilige Meßopfer geendigt war, trat Sobiesky an den Altar, und stimmte selbst das Tedeum an, das dann vom Chore herab mit Trompeten und Pauken beantwortet wurde, und in welches alle anwesenden Pohlen und Deutsche einstimmten. Hierauf bestieg der ehrwürdige Markus d'Aviano die Kanzel und predigte über den Text: Und es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes — und aller Augen wandten sich

auf den Retter, den Helden des gestrigen und heutigen Tages. [30]).

Während des Tedeums donnerten dreyhundert Kanonenschüsse rings um den Wall und beruhigten die Bewohner der fernen Gegenden, welche aus dem gestrigen plötzlichen Verstummen des Geschützes auf die Eroberung der Hauptstadt durch den Feind geschlossen, und das Unglücklichste für sich selbst vorgesehn hatten.

Der König verließ die Kirche, und in der Aufwallung seiner schönen Freude umarmte er Jeden, der sich ihm näherte, und auch Sandor bekam einen herzlichen Gruß; dann gings zur Tafel bey Starhemberg. Katharine eilte freudetrunken von allem dem, was sie gesehn und gehört, nach Hause, und als nach der Tafel Szalatinsky sich wieder bey ihr einfand, konnte durch die Jubel des heutigen Tages, und alles, was er ihr von dem edlen Sobiesky zu erzählen wußte, kein trüber Gedanke in ihrem Herzen aufkommen.

Während dieß in der Stadt vorging, war ein großer Theil der Bewohner hinaus ins verlassene Türkenlager geeilt, um seine zurückgebliebenen Schätze und Gräuel zu schauen, um sich von den ersten zuzueignen, was nur jedes

zu ergreifen und zu schleppen vermochte. Rings zerstreuten sich die begierigen Haufen, und mancher fand in dem, was ihm von der Beute zu Theil geworden, reichen Ersatz für den erlittenen Verlust an Haus oder Habe, und Entschädigung für die ausgestandene Angst.

Mitten unter diesen nach Gewinn und Gütern lüsternen Haufen erschien jetzt der fromme Bischof Collonits, von einigen seiner Geistlichen und von angesehenen wohlthätigen Gliedern der Bürgerschaft begleitet. Ihm hatten Kolschützky's Angaben einen ganz andern Schatz in dem Lager der Türken bekannt gemacht. Er suchte, und fand, und sammelte um sich gegen fünfhundert verwaisete, verlaßne Christenkinder, die zwischen den Zelten ihrer grausamen Sieger herumliefen. Er ließ sie zu sich führen, nahm sich ihrer aller an, und führte die ganze Schaar, die sich um den liebevollen Vater der Armen drängte, als seine einzige aber kostbarste Beute in die Stadt zurück. Dort sorgte er für ihre Verpflegung und Erziehung, und erntete im Bewußtseyn, so viele Seelen erhalten, zum Heil, zur Rechtlichkeit und bürgerlichen Existenz geführt zu haben, den schönsten Lohn seiner That.

Abends bezog Sobiesky sein Lager bey Eberstorf; denn um die Stadt herum war die Luft durch so viele modernde Leichen von Menschen und Thieren verpestet. Am vierzehnten September langte Leopold der I. auf dem Wasser zu Nußdorf an. Der König, die Churfürsten, der Herzog von Lothringen, Starhemberg u. s. w. ritten ihm entgegen, er zog in die Stadt ein, wo der Bischof Collonits das Hochamt und Tedeum in der Stephanskirche hielt, besprach sich mit seinen Feldfürsten, und verließ dann ebenfalls Wien wieder, um es, wenn alles im gehörigen Stand seyn würde, wieder zu sehen. Sobiesky brach mit seinem Heere auf, den Türken nach Ungarn zu folgen [11]). Sandor begleitete ihn bis Gran; aber der König verbath sich mit freundlichem Lächeln seine weitern Dienste, und versprach ihm bald die Freyheit zu geben, seinem Kaiser und seinem Herzen zu gehorchen. Auch Frau von Volkersdorf äußerte den Wunsch ihren gütigen Wirthinnen nicht länger überlästig zu seyn, und drang zugleich in sie, auf einige Zeit, bis die Stadt gereinigt und für die Gesundheit der Bewohner gesorgt seyn würde, ihren Aufenthalt auf Clamm zu nehmen. Das mußte Frau von

Preysing als eine Reise, die ihre Kräfte und ihre Jahre nicht mehr gestatteten, verbitten; aber sie dankte der Freundinn herzlich, und beschloß, in ihrem Hause auf der Wieden, das seiner Entlegenheit wegen ziemlich geschont und von der Ansteckung der bösen Luft ferne war, mit ihrer Tochter einige Wochen zuzubringen.

Katharine war froh, ihre Mutter nach dem lieben väterlichen Schloß begleiten, und aus der trüben Nähe des Klosters zu den Himmelpfortnerinnen zu kommen, das sie nie ohne Angst erblickte. Sehr schmerzlich war ihr indessen der Abschied von Frau von Preysing und ihrer Tochter; aber diese letzte versprach, sie nächstens auf Clamm zu besuchen, und so ging denn die Abreise unter viel freundlicheren Aussichten vor sich, als vor drey bis vier Monathen die Fahrt von Clamm nach Wien angetreten worden war, besonders da Sandor sich vorgenommen hatte, sobald es seine Pflicht gestattete, zu Katharinen zu eilen.

Auf Schloß Clamm angelangt, vergingen einige Tage mit den ersten Einrichtungen in der langentbehrten Heimath. Katharine hüthete sich wohl, den gefürchteten Gegenstand zu berühren; aber die Mutter ließ sie nicht lange in Unge-

wißheit. Wie das Geräusch der ersten Tage vorüber war, begann sie in einer einsamen Stunde das Gespräch über die Einkleidung Katharinens, als über ein ganz nahes Ereigniß, und diese sah mit Schrecken, daß in jenem Gemüthe nichts vergessen, nichts geändert worden war. So schonend als möglich, aber auch so bestimmt, als es nur einer Tochter ziemen wollte, erklärte sie ihren entschiedenen Widerwillen gegen das Kloster, und ihren, so wie Sandors Wunsch, nach dem Willen ihres Vaters vereinigt zu werden. Sie stellte der Mutter vor, daß sie sie auf ihr ganzes Leben unglücklich machen würde, sie weinte, sie bath; die Mutter weinte mit ihr — aber sie bestand fest auf ihrem Gedanken, mit dieser Tochter statt der andern das unerläßliche Opfer zu erfüllen.

Es gab nun viele und sehr schmerzliche Auftritte zwischen Mutter und Tochter. Diese wußte sich bald keinen Rath mehr, und schrieb in ihrer Angst an den Bischof, der ebenfalls in seinen Sprengel zurückgekehrt war. Collonits antwortete ihr sogleich — es war die Sprache eines liebevollen Vaters, und eines erleuchteten Dieners Gottes, welche in diesem Briefe herrschte — und versprach, nach Beendigung seiner drin-

gendsten Geschäfte zu ihr zu kommen. Er trö- stete, er beruhigte sie, und zweifelte nicht, durch sein Zureden ihre Mutter zur Änderung ihres Entschlusses zu vermögen. Katharine faßte neuen Muth, und eben in dieser Zeit der er- höhten Zuversicht traf auch Sandor in Clamm ein, um, wie er hoffte, sich nie wieder von der Geliebten zu trennen.

Die Tante empfing ihn mit mütterlicher Freude; aber in den ersten Stunden ungestör- ten Beysammenseyns entdeckte ihm Katharine den Stand der Dinge. Szalatinsky schien es unmöglich, daß die Tante mit solcher Halsstar- rigkeit einen Plan verfolgen sollte, der nur in der übergroßen Ängstlichkeit seinen Grund hatte, und dem sonst Vernunft, Mutterliebe und die Meinung der ganzen Welt widersprachen. Er nahm sich vor, mit der Tante zu reden. Er wollte sanft und schonend seyn, wie ihn Katha- rine gebethen; aber die Furcht, das geliebte Mädchen zu verlieren, und seine eigne Ansicht vom Klosterleben mischten sich unwillkührlich in die Gründe, welche er der Tante vortrug, und statt sie seinen Wünschen geneigter zu machen, verschüchterte er sie, und bewirkte nichts für seinen Zweck. Mächtiger aber als jene Vorstel-

lungen, die sie weder fassen noch billigen konnte, sprachen des Jünglings trüber Blick, und die rührenden Bitten, mit denen er in sie drang, nicht sein ganzes Glück zu zerstören. Frau von Volkersdorf wurde ängstlich, bewegt, sie weinte um Sandor, wie sie mit Katharinen geweint hatte; aber das Klosterproject blieb, wie es war.

Da kam ein Brief aus der Neustadt, und erstaunt erblickte Frau von Volkersdorf das bischöfliche Siegel, und das des gräflichen Hauses von Collonits vereinigt auf demselben. Er war von dem Bischofe, der unter dem schmeichelhaften Vorwande, die liebe Pflegerinn seiner Kranken, Fräulein von Volkersdorf, zu sehen, um die Erlaubniß ansuchte, auf seiner Visitations-Reise, die er nach den Drangsalen des Krieges in seinem Sprengel nothwendig hielt, auf Clamm einsprechen zu dürfen. Frau von Volkersdorf war ganz entzückt über diese Ehre; die jungen Leute sahen sich verstohlen lächelnd an, und ein neuer Hoffnungsstrahl ging in ihren Seelen auf.

Am dritten Tage erschien der Bischof. Zu Pferde, nur von einem seiner Geistlichen und einem Bedienten begleitet, in apostolischer Einfalt zog der würdige Seelenhirt durch das Thal,

und die kindliche Achtung, die fromme Zuversicht, mit der alles in den Dörfern und einzelnen Hütten dem geistlichen Vater entgegenlief, und dankbar den Segen, den er ihnen ertheilte, empfing, zeugten von dem Geiste, den er in seinen Untergebenen zu wecken und zu unterhalten wußte. Was nur das Schloß und die Umgegend von Bequemlichkeiten und Genüßen vermochte, hatte die gute Matrone herbeygeschafft, und sie und ihre Tochter bemüheten sich um die Wette, dem verehrten Mann den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen.

Mit eben so viel Würde als Klugheit wußte er bey einer schicklichen Veranlassung, als er sich mit der Frau von Volkersdorf allein befand, das Gespräch auf Katharinens Verbindung mit dem jungen Manne zu bringen, den er hier im Schlosse traf, und von dem das Gerücht ihm gesagt hatte, daß er von dem verstorbenen Herrn von Volkersdorf seiner Tochter zum Gemahl bestimmt worden sey.

Das war so, hochwürdigster Herr Bischof! erwiederte die Matrone mit niedergeschlagenem Tone — und ich freute mich dieser Verbindung, und daß der Sohn meiner Schwester, der treff-

liche junge Mensch, auch mein Sohn werden sollte. Der Himmel hat es aber anders beschlossen, setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

Wie so? fragte der Bischof. Und Frau von Volkersdorf erzählte nun mit der Schonung, die sie gern für die geliebte Tochter Ludmilla hatte, deren erste Bestimmung fürs Kloster, den veränderten Entschluß, indem sie ohne Zustimmung ihrer Familie dem Grafen Zriny ihre Hand gereicht, und wie sie, die Mutter, es dann für ihre Pflicht gehalten habe, die jüngere Tochter an die Stelle der ältern treten zu lassen.

Der Bischof ließ sie vollenden, und fragte sie dann, ob Katharine Lust zum Kloster, oder einen Beruf in sich spüre?

Das mußte Frau von Volkersdorf verneinen; und nun begann der fromme Geistliche, ihr liebreich und weise alle Gründe darzulegen, die Vernunft und wahrhafte Gottesfurcht gegen einen solchen erzwungenen Schritt einwenden können. Er suchte ihre Mutterliebe gegen ihre zu weit getriebene Frömmigkeit zu erregen. Er that, was er konnte — aber er gelangte nicht an sein Ziel. Frau von Volkersdorf wußte allen seinen Gründeu nichts anders entgegenzu-

setzen, als ihre Furcht vor ewiger Verdammniß, und die schon beginnende Strafe Gottes, welche sich in dem unseligen Schicksal ihrer ältesten Tochter offenbare.

Vergebens erklärte ihr der Bischof, daß Ludmillens Ungehorsam, und ihr Ergeben an eine heftige Leidenschaft schon allein hinreichten, den Unwillen des Himmels, und die natürlichen Folgen eines ungeregelten Betragens nach sich zu ziehen. Frau von Volkersdorf konnte das nicht fassen, und nach langen Erörterungen, nach mehreren erschütternden Auftritten war die verzagte Frau endlich dahin gekommen, über alles, was sie thun und glauben sollte, ungewiß zu werden — nur darüber nicht, daß sie und alle ihre Kinder ewig verdammt seyn würden, wenn das dem Himmel gemachte Gelübde nicht gehalten würde. Hiervon brachte kein Zureden, kein Ermahnen des Bischofs sie ab; es diente nur dazu, ihre Angst zu einer Art von Verzweiflung zu steigern, die sie in einen mitleidsvollen Zustand versetzte.

Der Bischof von Neustadt, nachdem er drey Tage in diesem vergeblichen Bestreben auf Schloß Clamm zugebracht hatte, verließ es endlich wieder, tiefbekümmert um Katharinens und San-

dors Schicksal, dem er bey dieser Stimmung der Mutter keinen guten Ausgang prophezeihen konnte. Die Gemüthsbewegungen, welche seit mehr als einem Jahr durch Ludmillens Entweichung, durch die Schrecken der Belagerung und jetzt noch zuletzt durch Kummer und Gewissensangst die Matrone erschüttert hatten, zeigten nach des Bischofs Abreise ihre schädliche Einwirkung auf die Gesundheit derselben. Sie mußte sich legen, sie fühlte sich bald bedenklich krank. Sandor und Katharine wichen nicht von ihrem Lager. Der Arzt, den Sandor selbst aus Neustadt gehohlt hatte, fand die Krankheit für den Augenblick nicht eben lebensgefährlich, aber er erklärte, daß Ruhe und Erhohlung die unumgänglichsten Erfordernisse wären, um diesen ganz geschwächten Körper herzustellen, damit nicht aus dem augenblicklichen Übel ein schleichendes werde. Katharine hörte diesen Ausspruch, und in ihm ihr Todesurtheil. Sie warf einen Blick, wie einer Sterbenden, auf Sandor, und verließ das Zimmer.

Von diesem Augenblick an arbeitete ein Entschluß in ihrem Innern, der ihr um so schmerzlichere Kämpfe kostete, als sie fest entschlossen war, bis sie nicht in sich selbst klar und gefaßt

seyn würde, weder vor der Mutter noch vor dem Geliebten etwas davon kund werden zu lassen. In dieser Absicht vermied sie, so viel sie konnte, mit Sandor allein zu seyn. Sie entzog sich seinen Gesprächen, den Beweisen seiner Zärtlichkeit, und litt doppelt, wenn sie sah, daß der treue Freund, dem es Bedürfniß war, ihr jeden seiner Gedanken und jedes Gefühl mitzutheilen, diese Entfernung mit immer steigendem Unmuth trug. Nur die Einsamkeit ihres Zimmers vor dem Bilde der Mutter Gottes, oder das Oratorium der Schloßkapelle waren Zeugen ihres Kampfes. Dorthin floh sie, wenn sie Sandor am Bette der Mutter ihr düster gegenüber sitzen und zuweilen einen Blick voll Schmerz und Vorwurf auf sie richten sah, wenn sie seine Liebe und Aufmerksamkeit für sie und seine kindliche Anhänglichkeit an ihre Mutter erkannte, und ihm nicht helfen konnte. Durfte sie die Qual ihrer Mutter ungerührt sehen? Konnte sie den Gedanken ertragen, daß diese Angst vielleicht das Leben derselben gefährden und ihr einst die Ruhe im Sterben rauben könnte?

Nein! Das Opfer mußte gebracht, das Herz der Mutter, der sie Leben, Pflege, Erziehung

dankte, beruhigt werden! Was dann aus ihr selbst werden sollte, würde Gott wissen und lenken! Ihr blieb kein anderer Ausweg. Es war auch nicht der eigne Schmerz, der sie so tief beugte; es war der Kummer des Geliebten, seine zerstörten Hoffnungen. Nach und nach arbeiteten sich diese Gedanken aus ihrer Brust empor. Sie bethete, sie fühlte die Erhörung in stiller Ruhe sich in ihr zerrissenes Gemüth senken, und die wunden Stellen desselben mit überirdischen Trost lindernd berühren. Eines Abends, als die Mutter sich etwas leidlicher fühlte, und die Anwesenheit einer alten Bekannten auf Schloß Clamm für ein Paar Tage ihr die Freyheit gewährte, sich auf eine längere Zeit aus dem Krankenzimmer entfernen zu dürfen, faßte sie ihr Herz mit Kraft zusammen, suchte Sandor auf, der auf dem Walle der Burg in trüben Gedanken auf und ab wandelte, und schlug ihm einen Gang im Garten vor, um, wie sie sagte, Luft zu schöpfen, was ihr schon seit fünf bis sechs Tagen nicht möglich gewesen sey. Freudig nahm Sandor dieß Anerbiethen an, und sie gingen.

Der Garten war klein, wie es eben der Raum auf dem Felsenrücken, auf dem das

Schloß lag, gestattete. Der Großvater Katharinens, der in Niederland und Holland gewesen war, und dort Liebe zur Gärtnerey gelernt hatte, hatte mit beträchtlichen Kosten den Grund hier ebnen, dort die Ungleichheiten ausfüllen, die sonnigen Plätze an den Felsenwänden klüglich benützen, und so einen kleinen aber sehr niedlich und wohlgepflanzten Garten anlegen lassen, an welchem er viele Freude fand, und der auch noch unter Katharinens Vater, und fortan, zwar nicht mehr mit demselben Kostenaufwand, aber doch anständig unterhalten wurde. Hierher führte Katharine den Freund. Es war gegen Abend; die Sonne des heitern Herbsttages war bereits hinter den Gebirgen hinabgesunken. Nur einige blaßröthliche Wolken segelten noch vor einem leichten Abendwind durch den dämmernden Himmel. Auf der andern Seite erhob sich die Mondessichel über den östlichen Tannenwald, mischte ihren wachsenden Schimmer mit dem letzten Schein des sinkenden Tages, und breitete ein magisches Licht über die Gegend. Feyerliche Stille schien über derselben zu schweben, recht geeignet zu der feyerlichen Erklärung, die Katharine sich vorgesetzt hatte, ihrem Freunde in dieser Stun-

de zu geben. Sie wandelten durch den stillen Garten; von fern rauschte im Thale der Bach, und zu ihren Füßen das welkende Laub, das der Herbst auf den Boden gestreut hatte, und das ihnen durch die halbentblätterten Äste einen freyen Blick in den klaren Himmel vergönnte. Rings um sie flüsterte der Abendwind im leichtfallenden Laub, und wiegte die Häupter der Astern, die im bunten Farbenspiel auf den wohlgepflegten Beeten prangten. Alles mahnte an den Abschied der herrlichen Freuden, an die nahe Grabesstille des Winters. Sandors Stimmung war in vollem Einklang mit der Natur, er hatte Katharinens Hand gefaßt, schaute um sich her, und sagte: Wie alles schon so herbstlich aussieht, so still und so traurig! Katharine! — Was wird noch aus uns werden? Er war stehn geblieben, sah ihr mit ernstem Blicke ins Auge und seufzte aus tiefer Brust.

Katharine schauderte innerlich. Der Moment der Erklärung war gekommen. Sandor selbst hatte sie mit dieser Frage eingeleitet, sie hatte es gewünscht, und jetzt zitterte sie davor.

Ach, das weiß Gott im Himmel! antwortete sie: Ich habe den Muth nicht mehr, glück-

lich werden zu wollen, wenn es nur auf Kosten der Gemüthsruhe meiner Mutter ist —

Was sagst du? rief Sandor, und ließ ihre Hand fahren, indem er erblassend zurücktrat.

Höre mich, Sandor, aber sieh mich nicht so starr, so wild an! Ach glaubst du denn nicht, daß es mich genug gekostet hat! Aber ich fürchte, es ist meine Schuldigkeit. Ich kann — ich darf nicht die Deinige werden. Sie sagte das letzte kaum hörbar, und schluckte die bittern Tropfen hinunter, die aus ihren abgewandten Augen über die blassen Wangen und Lippen rannen.

Katharine! rief Sandor: Du bist es, die das sagt! Kannst du mich denn lassen?

Katharine lehnte sich an seine Brust, und weinte unaufhaltsam.

Nein! rief er: Nein! Du liebst mich nicht.

Sie erhob die Augen, und sah ihn durch Thränen an, ohne etwas sagen zu können.

Oder nicht, wie ich dich liebe, sagte er: Ich kann nicht leben ohne dich, und es ist mir ganz undenkbar, wie sich ohne dich meine Zukunft gestalten soll.

Und glaubst du denn, daß es für mich noch eine Zukunft geben kann, wenn ich erst einmahl

das entsetzliche Gelübde werde ausgesprochen haben? fragte sie.

Du wolltest also? rief er mit bebenden Lippen, tödtlich erschrocken: Du wolltest wirklich —

Thun, was ich nicht lassen kann, erwiederte sie — der Mutter Ruhe im Leben, Trost im Tode, und ihre Gesundheit wieder geben. Ich bin ja ihr Kind — es ist ja meine Pflicht —

Und ich? fragte Sandor dumpf.

Lieber Sandor! sagte Katharine, indem sie den Arm um seinen Nacken schlang und ihm zuversichtlicher in die Augen blickte: Du bist Mann, Soldat, Gutsherr. Dich ehren deine Landsleute, dir ist der große Pohlenkönig gut. Dir kann es nicht an einem nützlichen und ehrenvollen Wirkungskreis für deine Kräfte fehlen. Die Welt hat ihre Ansprüche an dich, diese biethen dir Beschäftigung, Zerstreuung.

Sandor schüttelte den Kopf. Sprich mir nicht also! sagte er: Mit zerrissenem Gemüth, mit gelähmter Kraft führt man nichts aus. Du brichst mein innerstes Leben, wenn du dich mir entziehst. Aber du kannst noch an Leben und Wirken denken, wenn du von mir geschieden bist. Du liebst mich nicht.

Katharine schwieg. Sie wollte lieber seinen

Vorwurf tragen, als ihn die Schmerzen sehen lassen, welche ihre Brust zerfleischten. — Ob ich dich liebe, und wie sehr, begann sie nach einer Weile, das ist Gott bekannt. Ich kann es nicht sagen. Ich muß es dulden, wenn du mich kalt, wenn du mich untreu glaubst. Nur das weiß ich, daß ich die Mutter nicht mehr kann leiden sehn, nachdem ich weiß, es steht in meiner Macht, ihr zu helfen.

Und gegen mich hast du keine Verpflichtung? rief Szalatinsky: Ob ich zu Grunde gehe —

Das wirst du nicht, Sandor! Ich kenne dich. Du bist stark, du bist fromm, und du hast einen heiligen Begriff von dem, was der Mensch sich selbst und seinen Nebenmenschen schuldig ist. Sandor! Wir müssen unsere Pflicht erfüllen; glücklich aber? — ja, glücklich müssen wir nicht seyn. Sie schwieg wieder, und sah zu Boden. Szalatinsky stand stumm neben ihr. —

Und was soll denn also werden? Du willst ins Kloster gehen? fragte er dumpf.

„Nicht so eigentlich. Ich will mit der Mutter unterhandeln. Ich will — ich werde“ — Sie hielt inne, sie zitterte, ihre Zähne schlugen aneinander, indem sie das entsetzliche Wort aus-

sprechen wollte. Ach Gott! rief sie: Ich kann nicht! Sie warf sich an Sandors Brust und weinte.

Sandor drückte sie heftig an sich. Was kannst du nicht, mein süßes Kind? sagte er nach einer Pause.

Ich muß doch können! rief sie, und richtete sich matt aus seinen Armen auf: Ich muß doch können dir entsagen.

Katharine! rief Sandor wild —

„Unterbrich mich nicht! Das, was ich sagen muß, kostet mich so viel! — Ich will nicht heirathen, aber ich will auch keine Nonne werden, wie die Mutter es meint. Soeur grise will ich werden, die Kranken pflegen, die Unglücklichen trösten, mit den Betrübten weinen, meine Kräfte anstrengen, meine Gesundheit opfern, und vielleicht, vielleicht um so eher sterben.“ Sie sagte das, indem ihr Haupt müde an Sandors Brust sank, und sie zitternd und todtenblaß in seinen Armen liegen blieb.

O Gott! rief er: Ich glaube, du stirbst jetzt schon. Erhohle dich, Katharine! mein theures Mädchen!

Das wäre ein Glück! sagte sie, und schlug das weinende Aug sehnsüchtig zum Himmel:

Doch nein, das wäre zu schön! Das darf ich nicht hoffen!

Sandor hielt sie weinend umarmt. Jetzt in diesem Augenblick, wo er sich von ihr losreissen sollte, fühlte er den ganzen Werth dieses Herzens. Auch gab er so schnell nicht nach. Als sie sich ein wenig erhohlt hatte, führte er sie schonend ins Schloß zurück; aber den Gedanken, ihr zu entsagen, konnte er noch nicht fassen. Es bedurfte mehrere Tage, mehrere Unterredungen wie diese letzte, um endlich die Überzeugung in ihm klar werden zu lassen, daß Katharine nicht anders handeln könne, daß ihrer Mutter Leben oder wenigstens deren Gemüthsruhe auf dem Spiele stehe, und daß, wenn dieser Punct nicht befriedigend für Katharinens Bewußtseyn entschieden würde, sie selbst an seiner Seite niemahls glücklich werden könne. Als endlich auch ihm diese Ansicht bekannter, und einleuchtend wurde, da galt es noch in seiner Seele einen schweren Kampf, um für sein ganzes Leben von dem Glücke und dem Werth desselben zu scheiden, den sein treues Herz nur in dem Besitz des von Kindheit an geliebten Weibes fand. Auch war es ihm schlechterdings unmöglich, jeder Hoffnung so ganz und gar zu entsagen. Er

sann und sann, und endlich entwickelte sich der Gedanke in ihm, nach Rom zu gehn, und vom Papst selbst die Entbindung jenes unseligen Gelübdes für seine Tante nachzusuchen. Aber er verschwieg ihn Katharinen, um im Falle des Nichtgelingens keine vergebliche Hoffnung in ihrer Brust zu erwecken, die ihren Schmerz jetzt mit so viel Ergebung trug.

Als er dieß bey sich beschlossen, sprach er mit Katharinen zum letztenmahl noch über ihren Vorsatz. Er fand ihn unwiderruflich, und so widersetzte er sich ihrem Vorhaben nicht mehr, mit der Mutter zu sprechen. Katharine dankte ihm mit bebenden Lippen für seine Einwilligung. — Nun war das Opfer vollendet, und sie auf ewig von dem Gespielen der Kindheit geschieden. Noch einen Tag verschob sie die allzuschmerzliche Erklärung; so lange gehörte sie noch ihrem Sandor, und es that ihr so wohl, dieß noch denken zu können. Am Morgen verrichtete sie ihre Beicht bey dem Schloßkaplan, dem Nachfolger Pater Isidors, der ihm freylich weder an Geist noch an Strenge glich, empfing das Abendmahl — denn sie betrachtete sich als eine Sterbende — und ging sodann zur Mutter, ihr ihren Entschluß anzukünden.

Frau von Volkersdorf hatte heut einen leidlichen Tag; sie empfing Katharinen freundlich und bemerkte mit Bestürzung, wie übel diese aussah. Katharine aber, ohne auf dieß zu antworten, hieß die Kammerfrau hinausgehen, knieete am Bette der Mutter nieder, bath sie um Verzeihung, daß ihre Weigerung, den Willen derselben zu erfüllen, dieser schon so lange so viel Kummer gemacht, und erklärte sich nun bereit, dieß Opfer zu bringen, nur mit der einzigen Bedingung, daß sie keine förmliche Klosterfrau werde, sondern unter Angelobung der drey geistlichen Gelübde, Armuth, Keuschheit und Gehorsam für ihr ganzes Leben in den Orden der Soeurs grises treten dürfe. Frau von Volkersdorf wußte in ihrem freudigen Schrecken kaum, ob sie auch recht gehört habe. So sollte es denn geschehen, wornach ihre zagende Seele so lange gerungen und gestrebt hatte! Eines ihrer Kinder war dem Himmel geweiht, und der Fluch von ihrem Haupte genommen! Mit hoch emporgehobnen gefalteten Händen, mit zitternder Stimme dankte sie Gott für diese unverhoffte Gnade, und wendete sich dann zu dem gehorsamen Kinde, um segnend die Hand auf ihr Haupt zu legen. Erschrocken sah sie

diese ohnmächtig umsinken, sie schellte, sie rief; die Zofen eilten herbey, man brachte Katharinen auf einen Sitz. Sie erhohlte sich wieder; aber dieser Unfall zeigte jedem, nur der beglückten Mutter nicht, daß des Mädchens Herz gebrochen sey. Frau von Volkersdorf war so selig in der Erfüllung ihres Wunsches, so überzeugt, daß der Entschluß zum geistlichen Stande Gesundheit und Glück für Leib und Seele mit sich bringen müsse, daß sie in froher Täuschung Katharinens übles Aussehn, und alles, was befremdendes in ihr erschienen war, den Folgen des Krankenwartens und des steten Verweilens in eingeschlossener Luft zuschrieb. Sie selbst fühlte auf der Stelle, oder glaubte wenigstens eine auffallende Besserung ihres Zustandes zu fühlen; es war ihr ein Beweis von dem Segen des Himmels, der diesem verdienstlichen Opfer folgte, und nichts störte ihre herzliche Freude, als der Gedanke, daß es doch weit besser gewesen wäre, wenn Katharine bei dem ersten Vorsatz geblieben und Chorfrau bei den Canonissinnen zur Himmelpforte geworden wäre, da das Leben einer solchen Soeur grise, die außer dem Bezirke ihres Klosters sich aufhalten und mit weltlichen Leuten Umgang pflegen durfte, ihr

nicht so recht klostermäßig schien. Sie schwieg indessen davon, und gab in ihrem Herzen die Hoffnung nicht auf, da sie schon so vieles erhalten, Katharinen auch zu dieser, wie sie meinte, unbedeutenden Abänderung zu bewegen.

Katharine erbath sichs, nicht bey Tische erscheinen zu dürfen, wo sie mit Sandor und dem Geistlichen, seit ihre Mutter krank war, allein zu speisen pflegte. Heut, an diesem Tage, hätte sie es nicht ausgehalten. Gegen Abend trat Sandor in der Tante Zimmer, um Abschied zu nehmen. Er wollte noch heute fort nach Wien. Wohin dann? sagte er nicht, er ließ die Tante glauben, daß er auf seine Güter gehe. Sie verwunderte sich im ersten Augenblick; indessen hatte sie in der letzten Zeit doch einige tiefere Blicke in das Herz der jungen Leute gethan, und sie begriff, daß Sandor unter den jetzigen Umständen nicht wohl mehr in Katharinens Nähe bleiben konnte. Doch that ihr sein Verlust herzlich leid. Sie entließ ihn mit Segenswünschen und Thränen. Sein Abschied von Katharinen war tief erschütternd. Sie trennte sich mit der Vorstellung von ihm, daß sie auf ewig geschieden sey, daß sie ihn lange, vielleicht nie wieder sehen würde. Er dachte an das, was

er vorhatte, aber er sagte es ihr nicht; nur beschwor er sie bey allem, was ihr heilig war, mit dem unwiderruflichen Gelübde nicht zu eilen, und es durchaus nicht eher abzulegen, bis sie Nachrichten von ihm habe. Das gelobte sie ihm, und nun schieden sie unter Thränen und Klagen, und alles, was Katharine hoffte, war, den geliebten Freund noch einmahl zu sehn, ehe sie ihren neuen Beruf antrat. Szalatinsky sagte ihr auch, daß er zuerst nach Ferrona zum Oheim und dann über Wien nach Warschau gehen wollte; er gab ihr Adressen, wenn sie ihm vielleicht etwas zu melden haben sollte, und so riß er sich zuletzt aus ihren Armen, warf sich aufs Pferd und eilte nach Ferrona, um mit dem Oheim Rücksprache über den Schritt zu nehmen, den er zur Rettung seines Glückes zu versuchen entschlossen war.

Katharine versank in düstern Trübsinn, so wie Sandor das Schloß verlassen hatte. Wer sie früher gesehn, würde sie kaum mehr erkannt haben, eine solche Veränderung war mit ihrem Innern und Äußern vorgegangen, und in eben dem Maaße, in welchem Frau von Volkersdorf sich von ihrer Krankheit erhohlte, aufzustehn, ihren Geschäften obzuliegen anfing, und täglich

an Wohlseyn und Heiterkeit zunahm, in eben dem Maaße nahm Katharinens Gestalt ab. Sie schien nur noch der Schatten des blühenden Mädchens, das sie bey ihrer Ankunft auf Clamm gewesen war. Jedermann bemerkte das, nur Frau von Volkersdorf wollte es nicht sehen, oder schrieb, wenn man sie darauf aufmerksam machte, diese Veränderung den in Wien ausgestandenen Trübsalen und dem Abschied des Jugendgespielen zu. Sie zweifelte nicht, daß die Zeit wohlthätig wirken, und wenn nur erst noch einige Wochen vergangen seyn würden, Katharinens Frohsinn und ihre Blüthe wiederkehren müßten. Aber Tag an Tag verging, und diese Besserung trat nicht ein. Schon war alles Laub von den Bäumen gefallen, der Herbst fing an dem Winter Platz zu machen, Nebel umflorten den Anfang wie das Ende jedes kürzeren Tages, und verschleyerten oft den ganzen Lauf der Sonne. Diese düstere Ansicht der Natur stimmte zu Katharinens Seelenzustand, sie war wie der Herbst düster, finster, freuden- und blüthenlos.

Die Mutter bewies ihr sehr viel Güte und suchte auf allerley Weise ihr Vergnügen zu machen. Katharine erkannte das, sie war freundlich, sie erlaubte sich keine Laune, aber aus ih-

rem blassen Gesichte, aus den fast immer verweinten Augen sprach der unheilbare Gram, der in ihrem Innern herrschte. Dazu kam noch, daß die Mutter, in ihrem Eifer jedes Gefühl ihres Kindes mißkennend, seit Sandor entfernt war, erst versteckt, dann ganz offen in sie drang, ihren Vorsatz, Soeur grise zu werden, aufzugeben, und doch lieber als eine rechte Chorfrau in ein ganz geschlossenes Kloster zu treten. Das könnte ihr ja einerley seyn, meinte sie, und da Katharine, innerlich durch dieses Zumuthen aufs tiefste verwundet, doch mit stillem Ernst auf ihrem Ausspruch blieb, wußte die Mutter, die ihr Gelübde auf diese Art nicht vollständig erfüllt glaubte, sich keinen andern Ausweg, als die Ankunft Pater Isidors zu erwarten, die er ihr für den Anfang des Winters sicher verheißen hatte, und dann bey diesem Manne, der seinen Aussprüchen bey ihr längst die höchste Gültigkeit zu verschaffen gewußt hatte, Rath und Hülfe zu suchen.

Noch einige Tage vergingen so. Katharine saß am Fenster ihres Zimmers und schaute in die herbstliche Landschaft hinaus, und dachte des Geliebten wie gewöhnlich, wenn sie allein war. Da sah sie einen Mann zu Pferde langsam den

Schloßberg heraufreiten, einen Reitknecht in anständiger Livree hinter ihm, der den Mantelsack des Reisenden vor sich aufgeschnallt hatte. Mein Gott! rief sie und sprang erschrocken vom Stuhl auf. Es war Pater Isidor!

So war denn nun noch eine Qual zu ihren vorigen gefügt. Sie kannte den unerbittlichen strengen Mann, seine Macht über den Geist ihrer Mutter, und sie konnte im Voraus berechnen, welche Stürme ihr nun bevorstanden. Zitternd vor innerer Erschöpfung sank sie an dem kleinen Altärchen in ihrem Zimmer, wo unter einem geschnitzten Bild der Zellenmuttergottes ein schön gearbeitetes Crucifix, das ihr Sandor geschenkt, stand, und noch einige fromme Bilder hingen, auf den Bethschämel nieder, und schüttete ihr tiefbekümmertes Herz vor der Gottgebenedeyten aus. Ach, rief sie, du hörest dein verlassenes Kind, Mutter der Gnaden! Du weißt, wie es einem zerrissenen Herzen zu Muth ist, du, durch deren Brust sieben Schwerte gedrungen sind! O erbarme dich meiner, erbarme dich meines Sandors! — Sie blieb mit dem Gesicht auf den Händen in unaussprechlichem Schmerz liegen, indessen heiße Seufzer aus ihrem Innern zu Gott empor stiegen.

Auf einmahl ertönte hinter ihr die Stimme der Kammerfrau. Fräulein Katharine sollte schnell hinüber zur gnädigen Frau kommen. Was konnte sie erwarten? Sie wußte, wer da war, und was wahrscheinlicher Weise über sie beschlossen werde. Aber sie nahm sich vor, mit Gottes Hülfe fest und unbeugsam bey ihrem Entschlusse zu bleiben und es aufs Äußerste ankommen zu lassen. Die Kammerfrau folgte ihr, und sagte ihr im Hinübergehn, Pater Isidor müsse der gnädigen Frau ganz besondere, und traurige Nachrichten gebracht haben, indem sie ganz in Thränen zerflossen und einer Ohnmacht nahe gewesen sey, so daß der Geistliche ins Frauenzimmer nach Hülfe rufen, und man sie laben mußte.

Katharine antwortete nichts; der bittere Gedanke, wie wenig Segen Pater Isidors Erscheinung ihrem Hause von jeher gebracht habe, drängte sich ihr auf. Sie eilte schnell über die Gänge und trat in der Mutter Zimmer, die sie erschöpft, blaß fand, aber aus deren bewegten Zügen eine leuchtende Freude strahlte. Schon bey ihrem Eintritt rief sie Katharinen entgegen: Sie ist da! Ich habe sie wieder!

Wer? fragte Katharine erstaunt.

Deine Schwester! mein Kind! mein geliebtes, verlornes, wiedergefundnes Kind!

Ludmilla? rief Katharine, ebenfalls hocherfreut: Ach, wo ist sie? Wo? Sie wollte aus dem Zimmer der Schwester entgegen.

Gräfinn Zriny ist noch in der Neustadt, erwiederte der Geistliche: Ich bin vorausgegangen, die gnädige Frau auf den Empfang derselben vorzubereiten.

Mein armes Kind! rief Frau von Volkersdorf: Sie ist Witwe, ihr Mann ist todt!

Todt! wiederhohlte Katharine. — Sie mußte sich setzen, so hatte die Erschütterung auf sie gewirkt.

Ihr scheint auch nicht wohl zu seyn, Fräulein Katharine? sagte Pater Isidor: Euer Aussehen zeigt es.

Nicht doch, erwiederte die Mutter, sie ist nicht krank.

Ich bin nicht krank, sagte Katharine: Nur erschrocken. — Zriny ist todt! — Und wie nimmt das meine arme Schwester?

Wie sie soll, erwiederte Pater Isidor: Als Strafe und als Belohnung des Himmels.

Beydes zugleich? fragte Katharine mit bitterm Gefühl.

Ja, beydes zugleich — Strafe für ihren Ungehorsam an der Kirche und an der Mutter, Belohnung, weil des Grafen langes Leiden seine Auflösung erwünscht machte, antwortete Pater Isidor.

O armer Zriny! rief Katharine, und ihre Thränen floßen häufig: Er hat also so viel ausgestanden?

Er litt lange Zeit, es war eine zehrende Krankheit, antwortete der Geistliche, und eure Frau Schwester litt noch mehr durch seinen Anblick. Ihr wißt vielleicht nicht —

Ich weiß, sagte Katharine: Sein Verstand —

Ach Gott! rief die Mutter: Er war verrückt, wir wissen es.

Gott hat an diesem Manne die Hülflosigkeit der menschlichen Vernunft und die Folgen des Hochmuths in einem abschreckenden Beyspiel gezeigt, sagte Pater Isidor: Er erntete, was er gesäet im Unglauben, im Stolz und Empörung —

Er ist todt! erwiederte Katharine, indem sie die Hände wie bittend zu dem Geistlichen aufhob: Er hat gebüßt, der Unglückliche! Ach wie glücklich und wie beglückend hätte ein Mensch von seinen Gaben für sich und die Seinigen wer-

den können! Sie wandte sich ab ans Fenster, und mochte nicht mehr zuhören, wie streng Pater Isidor den Verblichenen richtete, wie er ihrer Mutter jede seiner Schwächen und Fehler aufzählte. Endlich ward es ihr zu viel. Sie wendete sich um. Ihr habt ihn nicht gekannt, Mutter, rief sie, vielleicht auch ihr nicht, Pater Isidor, wenigstens nicht in seiner Blüthe und Liebenswürdigkeit. Ich verlange Zriny nicht zu entschuldigen, er hat an mir und meiner Schwester gehandelt, wie nicht recht war; aber ich bitte euch, schont seines Andenkens! Laßt den Todten im Frieden ruhen!

Ihr seht, begann Pater Isidor, welche Macht dieser unselige Mensch sich über die Herzen derjenigen anzumassen wußte, die sich seinem Zauberkreis genaht. So ergeht es auch Sr. kaiserlichen Majestät. Könnt ihr wohl denken, daß man Thränen in des Kaisers Augen wollte gesehen haben, als man ihm die Nachricht von dem Tod des Verräthers brachte? Eure Frau Tochter hat er sehr gnädig aufgenommen, wie sie sich in Wien ihm zu Füßen warf. Er hat ihr den Genuß aller Güter ihres Gemahls, die der Fiskus eingezogen, lebenslänglich zugesichert.

Gott sey Lob und Dank! rief Frau von Vol-

kersdorf: Ach die Ungnade des Monarchen, die durch diese unglückliche Heirath auch mein Haus treffen mußte, hat immer schwer auf mir gelastet. Unsere Familie hat von jeher dem Hause Österreich so treu gedient.

Das hat der Kaiser auch erkannt, erwiederte der Geistliche: Er hat lange mit der Gräfinn Zriny gesprochen, und sich ihres Vaters und Bruders huldreich erinnert.

Hat er das? Ach, hochwürdiger Herr, ihr seyd wie ein Engel des Trostes zu mir gekommen. Ach ich sagte es ja immer, wenn nur Pater Isidor hier wäre, es würde alles gut werden. Aber nun erzählt mir auch von meinem armen Kind, was sie ausgestanden, und wie es ihr jetzt geht!

Ihr werdet sie sehr verändert finden, gnädige Frau! erwiederte der Geistliche: Aber laßt euch das nicht schrecken oder kümmern! Die äußere Gestalt ist verblühet, aber der innere Mensch ist lebendig in ihr geworden; sie hat die Schönheit ihres Leibes zum Theil eingebüßt, aber ihre Seele ist in Buß- und Reuethränen rein gewaschen von ihren Sünden, und glänzt nun wieder in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit.

Gott sey Dank, Gott sey Dank; lispelte

die Mutter, indem sie die Hände faltete. Aber sie ist doch nicht krank? setzte sie schnell hinzu.

Durchaus nicht, antwortete der Geistliche: Gott hat sich stark im Schwachen bewiesen. Eure Frau Tochter genießt ihrer vollen Gesundheit, und alles, was sie an Geist und Körper während dieser Epoche gelitten, hat sie nicht überwältigen können. Sie hat vielmehr eine Kraft, und Besonnenheit entwickelt, die jeden in Erstaunen setzen konnte, und welche ein sichtbares Zeichen der göttlichen Gnade war, die sich der gefallenen Sünderinn erbarmt hatte, und sie nicht in dem Meere der Trübsalen untergehen ließ.

Und ich soll sie wieder sehn! rief die Erfreute: Meine geliebte wiedergeschenkte Tochter! Ach hochwürdiger Herr! Dieses Glück hätte ich mir auf dieser Welt kaum mehr vermuthet. Führt sie nur bald zu mir, mein Herz verlangt sehnlich nach ihr!

Es ist auch ihr Wunsch, gnädige Frau, sich euch zu Füßen zu werfen, und eure mütterliche Verzeihung, euren Segen zu erhalten. Wir sind in der Neustadt geblieben, nachdem sie von Kuffstein nach ihres Herrn Tode über Wien gereiset. Dort hat sie mich vorausgesandt, euch,

gnädige Frau, auf ihre Ankunft vorzubereiten, da sie euren Unwillen —

„Ach, sie soll kommen, sie soll kommen! Ich weiß von keinem Unwillen. Ich weiß nur, daß sie mein Kind ist, das ich verloren und wieder gefunden. O eilt, hochwürdiger Herr, sobald ihr euch hier erquickt habt, mir diese Glückseligkeit je eher je lieber zu verschaffen! Geh, Katharine, bestelle Essen und Wein! Bring, was das Haus vermag! Der Engel des Herrn ist mit seiner Freudenbothschaft bey mir eingekehrt, wie einst bey Abraham.“ Katharine ging, zu besorgen, was die Mutter ihr aufgetragen hatte. Pater Isidor hatte noch viel zu erzählen, von der Zeit an, wo er in Paris die Frau von Villecamp in stillem Gram über den entfernten Gemahl fand, der in ganz andern Ländern, den Planen seines Ehrgeizes folgend, sie in der Fremde, unter erborgtem Nahmen, und von einem zweydeutigen Rufe gedrückt, verlassen hatte. Damahls war ihr Leben dem Äußern nach glänzend; sie sah eine Gesellschaft, welche man zwar in der großen Welt vorzüglich nannte, die aber, sagte Pater Isidor, aus lauter Personen bestand, welche auf der breiten Heerstraße des Verderbens wandelten, Menschen, deren Le-

benszweck in Unterhaltung und Zerstreuung bestand, Anhänger der neuen Philosophischen Ideen, Religionsspötter u. s. w.

Damahls, fuhr der Geistliche fort, fiel es mir nicht ein, mich vor ihr zu zeigen. Dieser Rock allein, indem er auf seine Soutane wies, würde hingereicht haben, mir ihre Thür zu verschließen.

Nicht doch, hochwürdiger Herr! unterbrach ihn die Mutter: Denkt nicht so schlimm von meinem Kinde!

Ich denke nichts, als was ich sah und wußte, entgegnete Pater Isidor: Aber die Zeit kam bald, wo sie eines Freundes und Rathgebers bedurfte, der ihr in jeder Gestalt willkommen seyn mußte. Ein Brief benachrichtigte sie von dem Unglück ihres Gemahls, von seinen Geständnissen, seiner Verhaftnehmung. Nun wußte sie, daß alle seine Plane und ihr Glück mit ihnen zertrümmert war. Sie hatte von dem Augenblick an keinen andern Gedanken als zu ihm zu eilen, und seine Haft mit ihm zu theilen, wenn es ihr vergönnt würde. Bedeutende Personen am Hofe zu Warschau, die sich damahls in Paris aufhielten, interessirten sich für sie. Jetzt dachte ich, ist der Zeitpunct da, wo sie meiner

bedürfen, und wo vielleicht durch das Unglück der Gnade der Weg gebahnt werden könnte. Ein vornehmer Pohle, der durch Herrn von Szalatinsky's Verwendung ihr vorzüglicher Beschützer ward, stellte mich ihr als einen Bekannten ihrer Mutter vor —

Szalatinsky? rief die Matrone verwundert.

Ja, erwiederte der Geistliche: Er war es, der durch seine Correspondenz mit bedeutenden Personen in Paris ihr Schutz und Theilnahme verschaffte, deren sie so sehr bedurfte.

Gott lohne es dem guten Neffen! rief Frau von Volkersdorf: Aber fahrt fort, geistlicher Herr!

Ich sah sie also, sagte Pater Isidor, und erkannte bald in ihr ein Gemüth, das mit eben der Heftigkeit, mit welcher es die Welt und die Creatur ergriffen hatte, auch das Himmelreich an sich reissen könnte. Ich hörte von ihrem Verlangen, ihren Gemahl zu sehen, und both mich ihr zum Geleitsmann an. Sie ergriff diesen Vorschlag mit Erstaunen und Freude, und ich benutzte die Zeit der Reise, und jede Gelegenheit auf dieses Herz zu wirken, das noch einem Strahl der Gnade zugänglich schien.

O ja, gewiß, rief Frau von Volkersdorf: Mein Kind konnte nicht so aus der Art schlagen.

Der Herr hat meine Bemühungen gesegnet, fuhr der Geistliche fort: Der Aufenthalt auf der Festung, wo die Unglückliche nichts vor Augen hatte, als das Elend ihres Gemahls, und in täglichen Demüthigungen erkennen mußte, daß sie ihm nichts mehr war, als eine treue Wärterinn, brach ihren Hochmuth und durch den Riß in ihrem Herzen zog die Zerknirschung und die Reue ein.

Ach, Gott sey Dank, der es also gefügt! sagte Frau von Volkersdorf.

Ich konnte den Anfang dieser Veränderung schon bey des Grafen Lebzeiten bemerken, fuhr Pater Isidor fort, und recht wohl erkennen, daß die sichtliche Vernachläßigung von Seite eines Menschen, dem sie Alles geopfert, ihr am wehsten that.

Wie war es denn bey seinem Tode? fragte die Matrone.

Ich selbst war nicht gegenwärtig; denn in dem Zustande des Grafen hielt es der Arzt nicht für räthlich, ihm unbekannte Personen vor Augen zu bringen. Aber ich hörte in Kuffstein, daß der Graf wenige Stunden vor seinem To-

de den vollen Gebrauch seiner Vernunft wieder erhalten habe, daß er sein Vergehen, sein Unglück und das Verzweiflungsvolle seiner Lage wohl eingesehn.

Das war eine Gnade von Gott, rief die Matrone, die dem Sünder Zeit und Überlegung schenkte, sein Verbrechen zu bereuen —

So sah auch ich es an, gnädige Frau! antwortete der Geistliche: Eurer Frau Tochter wollte es damahls anders bedünken. Der Schmerz, ja die Verzweiflung des Unglücklichen, als ihm seine ganze Lage, sein Gemüthszustand, und was eure großmüthige Tochter für ihn gethan, klar wurde, zerriß ihr Herz. Damahls erlaubte sie sich Gedanken und Reden, die sie hoffentlich später bereut hat. Ich habe alle Ursache dieß zu glauben. Doch jetzt darf ich mich auch nicht länger hier aufhalten, setzte er hinzu, indem er aufstand: Ich weiß, die Gräfinn wartet unter Furcht und Hoffnung in Neustadt meiner Wiederkehr. Lebt wohl, gnädige Frau! Morgen mit dem Frühesten umarmt ihr eure Tochter.

Pater Isidor war fort, und ließ die Matrone in seliger Freude und süßen Erwartungen des geliebten Kindes zurück. Ach so war es doch noch geschehen! Gott hatte ihr dieses nimmer

gehoffte Glück bereitet, und sie sollte bald — am nächsten Morgen sich an dem Anblick der Tochter weiden, die trotz allem, was vorgefallen war, ihrem Herzen doch das Theuerste auf dieser Welt blieb.

Auch Katharine freute sich herzlich, die Schwester wieder zu sehn, deren Unglück und jetzige Stimmung jedes Andenken früheren Unrechts ausgelöscht hatte. Aber das konnte sie sich nicht verbergen, woran die glückliche Mutter nicht zu denken schien, daß jene Ludmilla, die vor zwey Jahren dieses Schloß verlassen, und die Witwe Zriny, die es jetzt wieder betreten sollte, zwey sehr verschiedene Personen seyn, und in ihrem Innern wie in ihrem Äußern eine wichtige Veränderung vorgegangen seyn würde.

Der trübe Octobermorgen brach viel zu spät für die erwartungsvollen Herzen auf Schloß Clamm an. Bey der Mutter hatte die Freude den Schlaf von den Wimpern fern gehalten. Katharine schlief ohnedieß wenig. Thränen waren fast jede Nacht die Gefährtinnen einiger einsamen Stunden, und ihr müdes Augenlied schloß sich entweder im Weinen, oder der Kummer weckte sie in den stillen Stunden, und scheuchte dann den Schlaf von ihren Augen. Diese

Nacht aber trat die Vergangenheit, und was geschehen hätte können, wenn Ludmilla ihrer ersten Bestimmung treu geblieben wäre, schmerzender als sonst vor Katharinens Seele.

Viel zeitlicher, als es auch mit den schnellsten Pferden möglich gewesen wäre, den mehr als zwey Posten langen Weg zurückzulegen, stand die Mutter schon am Fenster, das auf die Straße ging, um wo möglich die Erste zu seyn, welche die geliebte Tochter erblickte. Endlich gegen zehn Uhr hörte man das Rollen eines Wagens von fern. Er kam näher. Sie waren es. Katharine mußte die Mutter unterstützen, deren wankende Kniee ihr nicht erlaubten, der Ersehnten bis vors Schloßthor entgegen zu eilen, wie sie gewünscht hätte. Mit Mühe brachten Katharine und die Kammerfrau sie bis an die Treppe. Zitternd stand sie hier, bleich wie eine Sterbende, von jenen Beyden unterstützt. Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe. Sie kamen näher. Eine schwarz verhüllte Frauen-Gestalt, von einem Manne unterstützt, wankte die Stufen hinauf. Sie schlug den Schleyer zurück, der sie vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte. Ludmillens bleiche Züge, ver-

fallen, fast unkenntlich, zeigten sich ihren Anverwandten. Katharine schrie laut auf, Ludmilla stieß einen dumpfen Ton des Schmerzens aus. Mein Kind! rief Frau von Volkersdorf, streckte ihre Arme aus, und sank ohnmächtig zurück. Ludmilla eilte schneller auf sie zu, stürzte vor ihr nieder, umfaßte die Kniee der Bewußtlosen, und blieb ohne Regung liegen. Frau von Volkersdorf erhohlte sich sogleich wieder, sie beugte sich nieder zu ihrem unglücklichen Kinde, umarmte sie, und nannte sie mit den süßesten Nahmen. Endlich richtete sich Ludmilla auf, starrte Mutter und Schwester mit wildem Blicke an, und rief: Er ist todt! O was ich gelitten, faßt keines Menschen Geist!

Mein armes, armes Kind! Unglückliche Schwester! riefen Mutter und Tochter, und umschlangen die Traurende, und ließen sie die schmerzliche Beruhigung genießen, an verwandten und theilnehmenden Herzen weinen zu können. Langsam kehrten sie hierauf alle drey ins Zimmer der Frau von Volkersdorf zurück. Pater Isidor war feinfühlend genug, sich nicht in diesen Augenblicken zwischen die engverbundenen Seelen zu drängen, und so letzten sie sich lange an ihren gemeinschaftlichen Thränen, und

hatten so viel zu fragen, zu erzählen, daß es Mittag wurde, und die Schloß-Glocke zur Tafel rief, ohne daß sie das Fortrücken der Zeit gewahr worden waren.

Ludmilla war also wieder auf Schloß Clamm, in dasselbe Zimmer, in dieselben Umgebungen zurückgekommen, in welchen sie vor zwey Jahren gelebt. Oft war es in einzelnen Augenblicken, als sey alles, was während dieser Periode mit ihr vorgegangen, ein halb schöner, halb schwerer Traum gewesen, aus welchem ihr einzelne Bilder übrig geblieben waren. Aber die schmerzlichsten Gefühle riefen sie bald wieder in die Wirklichkeit zurück; und was sie gelitten, und was sie verloren, zerriß bey jeder Erinnerung ihr Innerstes aufs Neue. Und welches entsetzliche Bild both dieß Innere dar! Zerstörte Hoffnungen, gekränkte Liebe, eine zertrümmerte Existenz, und dazwischen Gewissensbisse und eine gänzliche Unsicherheit über das, was sie zu glauben und für wahr zu halten hatte! Vor der Mutter ließ sie freylich diese dunklen Tiefen ihres Gemüthes nicht sehen; aber an Katharinens Busen weinte sie ihre Angst aus, und sprach mit ihr lieber über ihren Seelenzustand als selbst mit Pater Isidor. Ja oft, wenn die-

ser sie mit seinen strengen Forderungen geängstet, und über alles, was sie glaubte, und liebte, ungewiß gemacht hatte, flüchtete sie zur Schwester, und fand in ihrem einfach frommen Sinn eine Beruhigung, die wohlthätig auf ihr Gemüth wirkte. Mit Katharinen durfte sie von Zriny sprechen, von dem, was sie für ihn gefühlt, gelitten, von seiner Liebenswürdigkeit, seinen Planen, und von dem Schmerz, den sie erduldet, als sie zuerst in Paris gewahr worden, daß die Liebe den Forderungen des Ehrgeizes in seinem Herzen zu weichen anfing, wie sie gekämpft, um ihren wachsenden Gram vor den Augen der Welt und ihres Gemahls zu verbergen, was sie ausgestanden, als er sie bald darauf verlassen, und dann Katharinens Brief, den ihr Kolschützky durch Couriers-Gelegenheit sandte, sie von der Verhaftung ihres Gemahls und seinen Geständnissen unterrichtete. Ach, rief sie, ich hatte alles vergessen, was ich durch ihn gelitten! Ich wollte nur zu ihm, nur ihn wieder sehen, und ihm zeigen, daß, wenn die ganze Welt ihn verließ, das Weib, das er verlassen, ihm allein getreu blieb. Ich Unglückselige schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß diese Erkenntniß ihn mit reuiger Dankbarkeit wieder

zu mir führen, die erstorbene Liebe in seiner Brust wecken, und mir Ersatz und Trost für Alles, was ich gelitten, und noch mit ihm zu leiden bereit war, ja selbst für den Tod werden sollte, den ich, wenn der erzürnte Monarch ihn über meinen Gemahl zu verhängen beliebt hätte, freudig mit ihm erlitten haben würde. Das hoffte ich — und was — O Gott! was habe ich gefunden!

Bey diesen und ähnlichen Äußerungen sprang dann wohl die Unglückliche auf, stieß schmerzliche Töne aus, zerraufte das Haar, zerschlug sich den Busen, und Katharine hatte alle ihre Sanftmuth und allen ihren Ernst nöthig, um die Schwester von verderblichem Wüthen gegen sich selbst abzuhalten. Was diese am tiefsten schmerzte, war die Erkenntniß, die aus allem, selbst aus den Reden und Handlungen des Wahnsinnigen hervorging, daß seine Liebe ganz erloschen war. Er hat mich nicht mehr geliebt! Das wiederhohlte sie oft und unter heftigen Klagen, und warf sich dann in der nächsten Minute diesen Ungestüm vor. Pater Isidors Ansichten, daß eben diese Vernachläßigung eine Strafe des Himmels für ihren Hochmuth und ihr gebrochenes Gelübde gewesen, erhoben sich dann in ih-

rem Gewissen und verdoppelten ihre Qualen. Ihr Zustand in solchen Augenblicken grenzte beynahe an Wahnsinn, und erregte Katharinens tiefstes Mitgefühl.

Diese that, was sie vermochte, die Schwester zu beruhigen. Es gelang ihr manchmahl, aber immer blieb der Grund dieses Gemüths verworren und in sich selbst uneins. Pater Isidor versäumte nicht, solche Augenblicke der gänzlichen Unsicherheit zu benützen, und allmählich einen Gedanken in der Unglücklichen zu erwecken, der, immer mehr beleuchtet, besprochen, sich in dem Chaos ihrer schmerzlichen Empfindungen wie ein strahlender Leitstern, oder vielmehr wie ein fester Pfeiler erhob, an welchem sich nach und nach ihre zerstreuten Vorstellungen sammeln, ihre schwankenden Gefühle halten, und so einige Klarheit und Ordnung in ihr Inneres kommen konnte. Dieß war der Gedanke der Büßung, der Genugthuung für das Geschehene, aus dessen Sündlichkeit nach Pater Isidors Ansichten all das nahmenlose Unglück, das Zriny und seine Gattinn getroffen, sich leicht und natürlich ableiten ließ.

Lange zwar sträubten Ludmillens Stolz und die unbedingte Verehrung, die sie für das An-

denken ihres Gemahls hatte, sich gegen diese Vorstellung, und es schien ihr unmöglich, zuzugeben, daß Zriny's Ansichten von seinen Pflichten und seiner Bestimmung, so wie seine Philosophie, vermöge deren er sich selbst und seine Frau über manche Bedenklichkeit des allgemeinen Dafürhaltens hinausgehoben hatte, etwas an sich Unrechtes sey. Allmählich wirkten indeß Pater Isidors Vorstellungen auf ihre Überzeugung, die ja ohnedieß nie die Frucht eigner Forschung, sondern das Werk überredender Leidenschaft gewesen war. Es bedurfte jetzt nur der Fortsetzung und folgerechten Beharrlichkeit, wozu das einsam stille Leben auf Clamm die erwünschteste Gelegenheit both, und endlich stand das beabsichtigte Werk vollendet da. Ludmilla war verwandelt. Aus der glänzenden Frau von Welt und feinem Ton war eine zerknirschte Sünderinn, aus dem leidenschaftlichen liebenden Weibe eine eben so brünstige Betherinn geworden, und die Befriedigung, welche sie einst in Zriny's Liebe, in der Bewunderung der glänzenden Gesellschaft, in der sie lebte, gefunden, suchte sie jetzt in einer gewissen Öffentlichkeit ihrer Bekehrung und ihrer Bußübungen.

Niemand war glücklicher durch diese auffal-

lende Veränderung, als Frau von Volkersdorf, welche nun endlich auch den edlern Theil ihres Kindes, ihre Seele, gerettet sah, nachdem ihr Gott vorher schon die Freude gemacht, ihre Person wieder zu besitzen. Sie fühlte das tief, und am tiefsten den Dank, den sie Pater Isidor schuldig war, dessen Einwirkungen ganz allein diese Bekehrung zugeschrieben werden mußte. Katharine konnte das nicht eben so betrachten. Sie hatte immer Mühe gehabt, ihre Schwester zu verstehen. Weder ihre ehmahlige leidenschaftliche Hingerissenheit, noch dieses gänzliche Verdammen alles vorher Gepriesenen und als Recht erkannten wollte ihrem stillen Sinn zusagen. Doch freute es sie innig, auf diesem Wege wieder Ruhe und Einheit in das Herz ihrer Schwester zurückkehren zu sehen. Dafür segnete sie den Pater Isidor, und verzieh ihm manches, was er früher nicht nach ihrem Sinn gethan.

Einige Wochen waren also vergangen. Ludmilla, nur mit sich, zuerst durch ihren Schmerz, dann durch ihre Sinnesänderung beschäftigt, hatte sich nicht eben viel um die Herzensgeschäfte ihrer Schwester bekümmert, und Katharine war zu stolz oder zu scheu, um freywillig von

Dingen zu reden, die ihr so theuer waren, und wo jeder bemerkte Mangel an Theilnahme ihr unaussprechlich weh gethan haben würde. So kam es, daß erst nach einiger Zeit auch von ihren früheren Schicksalen und dem jetzigen Stand ihrer Angelegenheiten die Rede war. Katharine erzählte Ludmillen, was in Wien vorgegangen, auf welche Weise sie zuerst auf den Gedanken gekommen, Soeur grise zu werden, und ihren endlichen Entschluß, Sandor zu entsagen, um die Seelenruhe der Mutter zu erkaufen.

Nicht ohne ein Gefühl innerer Beschämung entnahm Ludmilla aus den Fragmenten von Katharinens Geschichte, die diese theilweise und gelegentlich gab, endlich so viel, daß eigentlich der ältern Schwester Ungehorsam und Flucht die Mutter auf den Gedanken gebracht, die jüngere an ihre Stelle treten zu machen, so wie sie, obgleich Katharine sich so schonend als möglich ausdrückte, und alles vermied, was einer Klage über ihr Loos gleichen konnte, bald erkannte, daß das arme Mädchen eigentlich ihr ganzes Lebensglück und alle Hoffnung ihrer Jugend auf dem Altar der Kindesliebe geschlachtet hatte. Sie hörte sie von Sandor sprechen, und wie obenhin das auch meistens geschah, so waren

doch Gefühle dieser Art ihrem Herzen zu verwandt, und die Erinnerung an das Paradies ihrer eignen Liebe noch zu neu, als daß sie nicht aus den Andeutungen der Schwester, selbst aus dem, was sie ihr verschwieg, auf die Existenz eines tiefen, wahren, und mit voller Stärke erwiederten Gefühls hätte schließen sollen. Aber seltsam hatte das Unglück ihrer Liebe, und vielleicht noch mehr Pater Isidors Vorstellungen von der Unrechtmäßigkeit ihrer Empfindungen, und von der Genugthuung, die sie dem Himmel dafür schuldig war, auf ihr Gemüth gewirkt. Nicht mehr konnte sie sträfliche Hingerissenheit von unschuldiger Neigung trennen. Jede irdische Liebe schien ihr verdammlich, und sie bemühte sich, die Schwester davon zu überzeugen, wie kein Mann, ja keine Kreatur unsere Neigung verdiene, und unser Heil mit gänzlicher Abgezogenheit von allen irdischen Banden, Pflichten u. s. w. nur Jenseits zu suchen sey. Katharine war anderer Meinung. Zwar hatte auch sie ihre Erdenfreuden der höhern Rücksicht geopfert, und nur ihr innerer Frieden konnte ihr Ersatz seyn; aber noch immer hielt sie ihre und Sandors Liebe für rein und gottgefällig, und nicht darum für geopfert, weil sie unrecht,

sondern weil sie ihrer Kindespflicht entgegen stand.

Ludmillens Sinnesänderung ging mit jedem Tage vorwärts, wurde nun auch schon in ihrem Äußern, ihrer Kleidung, ihrer Tagesordnung und Lebensweise auffallend sichtbar, und äußerte sich hauptsächlich durch einen sehr deutlich ausgesprochenen Vorsatz, auch Katharinen zu diesen Ansichten zu stimmen, der sie sehr unduldsam gegen die verschiedenen Grundsätze ihrer Schwester machte. Eines Tages — es war etwa um die Mitte des Decembers, und die Weihnachtsfeyertage nicht mehr fern, zu deren feyerlichen Begehung sich Ludmilla mit großer Förmlichkeit bereitete — saßen die Schwestern am Fenster des gemeinschaftlichen Zimmers, das ins Thal hinab sah, wo jetzt hoher Schnee alle Pfade deckte, und melancholische Stille und Düsterheit herrschte. Katharinen war es unendlich wehmüthig ums Herz; sie dachte wie so oft in früherer Zeit Sandor diesen Weg gekommen war, wie sie noch im Sinken der letzten Blätter mit ihm hier gewandelt, wie treu er sie geliebt, und was nun aus ihnen geworden war! Ludmilla bestritt eine Weile dieß, wie sie meinte, zu weltliche Gefühl. Aber die Erinnerung

an die Vergangenheit riß sie selbst hin, auch ihre Thränen begannen zu fließen, und plötzlich rief sie aus: Weine nicht, Katharine! Du dauerst mich in der Seele. Höre! wie wäre es, wenn ich meine frühere Bestimmung doch erfüllte, wenn ich ins Kloster ginge? Dann wärest du frey.

Katharine sah die Schwester starr und bestürzt an, ohne ein Wort vorbringen zu können; dann, als sie sich zu fassen, als sie zu begreifen anfing, was in den Worten der Schwester lag, rief sie zitternd vor Freuden: Mein Gott! Habe ich recht gehört? Du — du wolltest an meiner Statt ins Kloster gehn? —

Nicht doch! entgegnete Ludmilla, und alle ihre vorige Weichheit war wieder vor dem Ernste ihrer jetzigen Ansichten gewichen. Nicht statt deiner! Du sollst nicht abgehalten werden, wenn du es wünschest, deinen Vorsatz zu erfüllen, und der schnöden Männerliebe zu entsagen. Eigentlich liegt dieser Entschluß schon seit ein Paar Wochen in meiner Seele. Ich wollte nur die Feyertage abwarten, um ihn öffentlich kund zu thun. Deine Thränen haben mich hingerissen, dir ihn früher zu gestehn. Aber durchaus war es nicht so gemeint, daß du dadurch veranlas-

set werden solltest, deinem heiligen Beruf untreu zu werden.

Katharine wußte nicht sogleich, was sie auf diese Äußerung ihrer Schwester antworten sollte, und eben, als sie sprechen wollte, unterbrach sie der Anblick einer Reisekutsche, die in diesem Augenblick auf dem Bergpfad zum Schloß sichtbar wurde.

Die Schwestern wurden dadurch von ihrem Gespräche abgelenkt. Sie richteten ihre Blicke auf den Wagen. Bespannung und Livree zeigten ihnen bald, daß es ein Ungarisches Fuhrwerk war, und wirklich erkannten sie zu ihrem großen Erstaunen den Oheim Baron Ferronay, den beyde Schwestern, seit sie sein Schloß verlassen, nicht mehr gesehn. Katharine flog ihm über die Treppe entgegen; Ludmillen hielt halb Beschämung, halb Stolz zurück. Sie gedachte der Art, wie sie sich aus Ferrona entfernt, und glaubte durch ihr jetziges Betragen Ansprüche auf höhere Achtung zu verdienen, als der Oheim, der von nichts unterrichtet seyn konnte, ihr wahrscheinlich zu zollen geneigt war.

Ferronay schloß die liebe Nichte, deren Entgegeneilen ihm ein neuer Beweis ihrer kindlichen Zuneigung war, mit freudiger Rührung

an sein Herz. Aber er schien so eigen, so geheimnißvoll, wie ihn Katharine fragte, was ihnen einen so unvermutheten und so werthen Besuch zuwege gebracht habe, und dabey so vergnügt, daß sich seine frohe Stimmung unwillkührlich auch Katharinen mittheilte, und er, das liebe Mädchen noch stets an der Hand, in seiner Schwester Zimmer trat, die in der ersten Überraschung den Jahre lang vermißten Bruder nicht sogleich erkaunte. Desto herzlicher waren ihre Begrüßungen, desto lebhafter die Freude der beyden alten Leute und Katharinens, die in diesen Augenblicken alles, was ihr noch vor wenig Minuten Thränen gekostet hatte, vergessen zu haben schien. Sie hatten sich so lange nicht gesehn, sie hatten, besonders Frau von Volkersdorf, die indessen in Wien gewesen und die Belagerung mit ausgehalten hatte, so viel zu erzählen! Endlich fragte der Oheim nach Ludmillen, und hörte mit Erstaunen, daß sie hier sey. Von ihrem frühern Schicksal hatten das Gerücht und Briefe ihn so ziemlich unterrichtet. Aber in Katharinens Herzen regte sich nun ein anderer Wunsch, nähmlich der, von dem Oheim zu erfahren, ob er nichts von Sandor wisse, wie es diesem gehe, wo er sey?

u. s. w. Eine Weile wagte sie, die künftige Nonne, es nicht, ihn laut werden zu lassen; aber Ferronay kam ihrer Verlegenheit zuvor, indem er mit einem Lächeln, das etwas ganz Besonderes errathen ließ, sie fragte, ob sie sich denn um Niemand zu erkundigen, und nach keinen theuern Verwandten zu fragen habe?

Ach Gott, rief Katharine: Wohl möchte ich — aber darf ich denn? Sie stockte.

Was solltest du nicht dürfen? rief Ferronay: Sandor ist dein Vetter, noch mehr, er ist dein Verlobter.

O nein, nein! rief Katharine schmerzlich.

Und, ich sage dir, ja, fiel der Oheim ein: Du bist seine Braut. Er ist in Wien, und wird morgen hier seyn, dich heimzuhohlen.

Oheim! rief Katharine, heftig von diesen Worten erschüttert, die ihr so schonungslos, wie sie glaubte, ihr ehmaliges Glück und ihren jetzigen Verlust ins Gedächtniß riefen: Oheim! Ich werde Nonne!

Pah, pah! entgegnete Ferronay: Nichts wirst du als Szalatinsky's Weib. Er bringt die Dispens vom Gelübde deiner Mutter, er war in Rom.

Mein Gott, mein Gott! rief Katharine: Darf ich glauben, darf ich hoffen?

Wie ist das? rief Frau von Volkersdorf entsetzt: Die Dispens vom Gelübde? Katharine ginge nicht ins Kloster? Da müßte ja meine Einwilligung —

Sorgt nicht, Mutter! rief Katharine, da sie den Schrecken derselben sah: Ich habe mich einmahl euch zu eigen gegeben. Ich werde nichts thun, was eurem Willen zuwider ist.

Ey, welche Geschichten! donnerte Ferronay dazwischen: gegen den Ausspruch des Papstes werdet ihr doch nicht appelliren wollen?

Aber wie hängt das Alles zusammen? fragte Frau von Volkersdorf.

Sandor war bey mir, als er Clamm das letztemahl verließ, antwortete Ferronay, ganz in Verzweiflung über Katharinens Entsagung aber eben so fest entschlossen, alles zu wagen und zu versuchen, was in seiner Macht war, um das Mädchen von einem Stande abzuhalten, in welchem er hier auf Erden kein Glück, und schwerlich in der andern Welt ein Heil für sie sah; denn er kannte ihren geheimen Widerwillen gegen das Klosterleben. Er sprach mit mir darüber, ich billigte seine Ansicht, wie seinen

Vorsatz. König Johann und mehrere bedeutende Personen in Wien verwandten sich für ihn beym Cardinal Protettore in Rom, und so ist es gelungen.

Aber ich begreife nicht, sagte Frau von Volkersdorf noch immer voll Verwunderung und Mißvergnügen, wie er, ohne Rücksprache mit mir zu nehmen, diesen Schritt thun konnte? Ich will nun einmahl, daß eines meiner Kinder dem Himmel geweiht seyn soll. Ich habe es gelobt, es ist an mir, das Gelübde zu erfüllen.

Mutter! rief jetzt Katharine: Diese Freude kann euch auch noch werden. Ludmilla hat Lust —

Ludmilla? rief die Matrone: Ach Gott! Was sagst du?

Ludmilla hat mir vor einer Stunde gesagt, entgegnete Katharine, daß sie ihren ersten Entschluß wieder ergriffen und gesonnen sey, ins Kloster zu gehn.

Mein Kind! Mein Kind! Mein liebstes bestes Kind! Ach das dachte ich wohl, rief Frau von Volkersdorf, daß mir alles Gute nur von meiner Ludmilla käme.

Schwester! zürnte Ferronay: Sey nicht so gottlos undankbar gegen diesen Engel! — Er wies

auf Katharinen. — Sie, die dir noch nie Verdruß und nichts als Ehre gemacht hat, und die jetzt bereit war, ihr ganzes Glück deinem Wunsche zu opfern, sie setzest du der andern nach, die Schande über unser Haus gebracht, die durchgegangen und in türkischen Kleidern mit einem Landesverräther herumgezogen ist?

Oheim! rief Katharine, indem sie die gefalteten Hände bittend erhob, um den Zürnenden zu besänftigen.

Schweig! rief Ferronay: Deine Mutter soll es hören, um wie viel besser du bist, als deine Schwester. Aber wo ist denn diese? Findet sie sich zu gut, ihrer Mutter Bruder zu bewillkommen?

Frau von Volkersdorf war ganz betäubt von den mannigfachen Eindrücken, welche im Verlauf dieses kurzen Gesprächs auf sie eingestürmt hatten. Sie erwiederte gar nichts, denn sie war nicht im Stande, Etwas klar zu denken. So ging das Gespräch zwischen Ferronay und Katharinen noch fort, und dieser befahl ihr endlich, Ludmillen zu hohlen.

Während Katharine aus dem Zimmer war, fuhr er fort, seiner Schwester Vorwürfe zu machen, auf welche sie nichts zu antworten wußte,

und endlich in Thränen ausbrach. Jetzt öffnete sich die Thüre. Ludmilla in dem ganz schwarzen Traueranzug, wie sie ihn jetzt trug, und der bereits einen etwas nonnenhaften Zuschnitt hatte, trat mit Katharinen und Pater Isidor ein. Der Geistliche war bey ihr gewesen, als Katharine sie zu hohlen kam, er begleitete seine Schutzbefohlne gern, da Katharinens Worte ihm einen kleinen Sturm von Seite des Oheims für sie besorgen ließen. Ferronay erschrack wirklich über Ludmillens Aussehn. Diese Verfallenheit der einst so schönen Züge, diese Todesblässe, dieser schwärmerische Ausdruck des großen hellblauen Auges, das unter der Umschattung sehr dunkler Augenbraunen und Wimpern wie nach einer andern Welt ausschaute, gaben ihrer Erscheinung das Ansehn eines Wesens, das dieser Erde kaum mehr angehörte, und entwaffneten den Zorn des Oheims, der sich auf eine derbe Strafpredigt gefaßt gehalten hatte, und nun ziemlich freundlich sagte: Guten Morgen, Gräfinn!

Ludmilla ging mit gesenktem Haupte auf den Oheim zu, aber in ihrer Haltung war nichts von Verlegenheit oder Beschämung zu bemerken. Ich habe gesündigt! sagte sie mit dumpfer

Stimme: Ich habe vor dem Herrn Böses gethan, das muß ich büssen. Nennt mich nicht mit weltlichen Titeln, gnädiger Oheim! Nennt mich die arme Sünderinn Ludmilla!

Ferronay sah seine Nichte etwas befremdet an. Das macht mit Gott, eurem Richter und Vater aus, erwiederte er: Ich verlange nicht über euch zu urtheilen; aber ich wünschte zu wissen, ob es wahr ist, daß ihr gesonnen wäret, den Schleyer zu nehmen?

Ludmilla erhob das Auge zu Pater Isidor, gleichsam um ihn fragend anzublicken. In des Geistlichen Gesicht erschien ein strenger Ernst, der fast wie Mißbilligung aussah. Ludmilla senkte das Haupt und schwieg. Pater Isidor nahm das Wort. Eigentlich, Herr Baron, war es eine Übereilung der Frau Gräfinn, welche nur durch eine Aufwallung schwesterlicher Liebe entschuldigt werden kann, was sie hinriß, einen Vorsatz laut werden zu lassen, der mit den weltlichen Wünschen von Fräulein Katharine gar nichts gemeinsames haben kann, und dessen öffentliche Bekanntmachung einer würdigern Gelegenheit vorbehalten war.

Das mag seyn, erwiederte der Oheim, und es steht der Gräfinn frey, in diese Bekanntma-

chung so viel Feyerlichkeit zu legen, als sie für gut findet. Für diesen Augenblick spreche ich als Oheim und Stellvertreter ihres entfernten Bruders, da weder sie noch Katharine einen andern männlichen Versorger und Vormund haben, und frage als solcher in Familienrücksicht: Geht Ludmilla ins Kloster, oder nicht?

Ich wünsche es, gnädigster Oheim! erwiederte Ludmilla: Es ist mein sehnlichstes Verlangen, und ich hoffe, Gott wird mein Opfer nicht verwerfen und mir die Gnade geben, mein Gelübde, wie ich es in meinem Herzen Gott abgelegt, öffentlich in Wien zur Büßung meiner eignen Schuld und zum Beyspiel für Andere ablegen zu können.

Gut, gut! antwortete Ferronay: Dieser Punct wäre ins Reine, und meiner Schwester Wunsch, um welchen sie so viel Angst ausgestanden, erfüllt. Nun muß ich euch sagen, Frau Nichte, daß es euch zwar frey steht, eurem Beruf, wenn ihr einen wirklich fühlt, zu folgen, wie es euch gut dünkt, daß aber Se. Heiligkeit, unser regierender Papst, eure Mutter von dem Gelübde dispensirt und ihren beyden Töchtern die vollkommne Freyheit über die Wahl ihres Standes gegeben hat.

Se. Heiligkeit? rief Pater Isidor, und etwas Unglauben schien in seinem Tone zu liegen.

Mein Neffe Szalatinsky bringt morgen die Schriften, entgegnete Ferronay trocken, und dann hoffe ich das Schicksal meiner Nichten auf eine genügende Art entschieden zu sehen.

Diese Dispens, erwiederte Pater Isidor, an deren Gültigkeit ich übrigens nicht zweifeln darf, wird, wie ich hoffe, auf den Entschluß der Frau Gräfinn von Zriny keinen Einfluß haben. Er ist, ohne Rücksicht auf jeden andern Wunsch, als den des eignen Heils, gefaßt worden, er wird bestehen, wenn auch Andere anders über sich verfügen zu dürfen glauben.

Katharine fühlte eine bittere Aufwallung bey dieser Äußerung. Auch ihr Oheim wollte eben dem Geistlichen ein Paar Worte sagen, die seinen Unwillen aussprachen; aber Ludmilla unterbrach ihn, indem sie, die Hände über die Brust gekreuzt und das Haupt gesenkt, wiederholte: Ja, er wird bestehn, hochwürdiger Herr, das habe ich euch gesagt, und mir und dem Herrn gelobt. Sorgt nicht! Ich wanke nicht.

Ferronay antwortete nicht mehr auf diese Betheurung, er unterbrach das Gespräch, das eine unangenehme Wendung zu nehmen begann, mit

einigen freundlichen Fragen nach Ludmillens Befinden und ihren letzten Schicksalen. Sie antwortete wenig und entfernte sich bald darauf, um ihrer Andacht zu pflegen. Ferronay schüttelte den Kopf, wie sie und Pater Isidor fort waren, und rief Katharinen, um mit ihr allein die vorliegenden Begebenheiten, Sandors Ankunft, seine Absichten und ihre beyderseitige Zukunft, an welcher sein Herz mit väterlicher Freude hing, zu besprechen. O wie war Katharinen so wohl! Zum erstenmahl seit mehr als einem Jahre durfte sie ihrem Gefühle zwanglosen Lauf lassen; zum erstenmahl durfte sie mit Zuversicht hoffen, und an ihr Glück glauben! Mit welchem kindlichen Dankgefühl brachte sie noch diesen Abend in der Schloßkapelle der Mutter des Heilandes, der sie von jeher ihre Sorgen und Schmerzen empfohlen hatte, jetzt ihren Dank, und überließ sich ihrer reinen Freude!

Am andern Morgen früh erschien Sandor, den Katharine erwartet und ihm in den Hof hinab entgegengeeilt war. Zu reden vermochte keines von Beyden. Sie fühlte, was sie ihm dankte, was er für sie unternommen, gelitten, gewirkt, er, der um sie zu retten zu helfen, die Waffen ergriffen und mit den Ungläubigen gekämpft hatte,

der ihr entsagt, als es ihre Ruhe gefordert, und jetzt wieder fast das Unmögliche unternommen hatte, um sich ihren Besitz zu sichern, dessen ganzes Streben von jeher nur dahin gegangen war, sie im würdigsten Sinne glücklich zu machen. Der Oheim, der ihr gefolgt war, legte segnend seine Hand auf des geliebten Neffen Haupt, und führte dann Beyde zur Frau von Volkersdorf, deren mütterliches Gefühl jetzt, da ihre Angst vor der Strafe des Himmels gehoben, und ihr Wunsch, eine ihrer Töchter einkleiden zu sehn, erfüllt war, sich an Katharinens und Sandors Glück erfreute, und ihnen herzlich gern ein Loos gönnte, das sie selbst zwar für minder verdienstlich hielt, als Ludmillens, in welchem sie aber, da es nun einmahl ihr eignes gewesen war, und Katharine sich bestimmt dafür erklärt hatte, doch auch nichts verdammliches fand.

Eine schöne Zeit der Liebe, der Eintracht und stillen Freude begann nun auf Schloß Clamm. Selbst Ludmilla wurde milder und umgänglicher, und Sandor, der ihr mit Hochachtung und brüderlicher Zärtlichkeit begegnete, wollte ein Paarmahl Thränen in ihren Augen gesehen haben, wenn seine Liebe für seine Braut sich zwar

mit aller Schonung, die sein Gefühl in Ludmillens Gegenwart geboth, aber dennoch zu sichtlich, aussprach, um von der lebhaft empfindenden Unglücklichen nicht verstanden zu werden. Ach, auch sie war ja einst in dem Arkadien gewesen, das jetzt ihre Schwester und ihren Vetter beseligte! Dann entfernte sie sich wohl in ihr Zimmer, und Thränen, die theils dem Andenken des verlornen Gemahls, theils der Reue über eine unfreywillige Regung weltlicher Liebe flossen, waren die Gefährten ihrer Einsamkeit.

So schroff der erste Eindruck war, den Pater Isidor auf Baron Ferronay gemacht hatte, so verlor sich doch diese unangenehme Empfindung nach und nach, wie die beyden Männer näher mit einander bekannt wurden. Ferronay und Sandor mußten dem richtigen Verstande, wie den gesunden Urtheilen dieses welterfahrnen Mannes und seinen mannigfachen Kenntnissen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und manche Stunden vergingen ihnen eben so angenehm als lehrreich in Pater Isidors Umgang, der hinwieder der festen Vaterlandsliebe, reifen Einsicht und edlen Denkart der beyden Ungarn seine Achtung nicht versagen konnte. Katharine schwamm in Seligkeit; Frau von Vol-

kersdorf lebte neu auf in dem aufblühenden Glanz ihres Hauses. Sandor fühlte den ganzen Umfang seines Glückes im Besitz seiner treuen vielgeprüften Braut, und Ludmilla bereitete sich unter Pater Isidors Anleitung durch Betrachtung und Gebeth zu ihrem bald anzutretenden Stande vor. Sie erschien außer den Eßstunden nicht viel in dem Familienkreise, und selbst da nicht i[illegible]il sie, sich manche freywillige Entbehrung auflegend, öftere Fasttage hielt, wo sie, ganz allein in ihr Zimmer verschlossen, dieß nur mit dem Aufenthalt in der Schloßkapelle vertauschte.

Sandor hatte mit verliebter Ungeduld auf die Vollziehung seiner Verbindung gedrungen, die seit Herrn von Volkersdorfs Tode bereits ins dritte Jahr verschoben worden war. Katharine, Oheim Ferronay, selbst Frau von Volkersdorf waren es wohl zufrieden; aber Ludmilla that strengen Einspruch, als dieser Wunsch gleich in den ersten Tagen von Sandors Aufenthalt auf Clamm im Familienkreise zur Sprache kam. Sie erklärte sich bestimmt, daß ihre Einkleidung der Verheirathung der jüngern Schwester vorgehen müsse, daß sie deßhalb schon alles mit Pater Isidor, und dieser höhern Orts

in Wien eingeleitet habe, daß die Kaiserinn Eleonore von ihrem Wunsch unterrichtet sey, daß sie ihr ihren besondern Schutz zugesagt, und das Fest der Einkleidung nicht ohne Bedeutung auf den fünf und zwanzigsten Jänner, den Tag von Pauli Bekehrung, festgesetzt habe. Ludmilla werde also nach Wien gehn, wohin sie, wie sie hoffte, ihre Mutter und Schwester, der Oheim und Sandor begleiten würden, und dort unter den Augen des Hofes, im königlichen Kloster, das ganz nahe von der Burg liegt, in den strengen Orden der Clarisserinnen treten; denn dieß Kloster war von einer Erzherzoginn von Österreich, Maximilian des Zweyten Tochter, und Witwe König Karls IX. von Frankreich gestiftet, die aus ihrem Kloster durch einen eigens gebauten Gang eine stete Verbindung mit ihrer Familie unterhielt. Mit sehr gemischten Empfindungen hörte der kleine Kreis diese Eröffnung, die in einem Tone gemacht wurde, welcher zeigte, daß Ludmilla an keine Möglichkeit des Widerspruches glaubte. Dennoch fand Sandor den Termin etwas lange, und den Einfall sonderbar, daß die Einkleidung der einen Schwester der Verheirathung der andern nothwendig vorgehen müsse. Die Mutter wollte gegen die

Wahl einer so strengen Regel protestiren, welche ihr fast keine Hoffnung ließ, ihr geliebtes Kind wieder zu sehen. Oheim Ferronay meinte, in dieser ganzen Anstalt zeige sich mehr Wunsch, Aufsehen zu erregen, als eine übernommene Pflicht gegen den Himmel zu erfüllen. Aber alle diese Einwendungen wurden nicht gehört. Die Mutter, gewohnt, sich den Vorstellungen der Lieblingstochter zu fügen, gab zuerst nach, und ihre bestimmte Erklärung zwang Katharinen, sich in den Verzug zu ergeben. So mußte auch Sandor es sich gefallen lassen, und man bereitete sich nun zur Abreise nach der Hauptstadt vor, wohin Pater Isidor bereits vorausgegangen war.

Wie so ganz anders waren die Gefühle der Frau von Volkersdorf und Katharinens, als sie jetzt diese Gegenden wieder sahen, und die Stadt wieder betreten sollten, die sie einst in so verschiedenen Gemüthslagen und Umständen erblickt hatten! Obgleich jetzt tiefer Schnee das weite Gefild bedeckte, und von den tausend Reizen, welche diese Landschaft sonst schmückten, wenig zu sehen war, dünkte es Katharinen doch, wie sie jetzt an ihres Sandors Seite als seine anerkannte und unbestrittene Braut fuhr, wie

sie es seyn durfte, die ihm alle die Ortschaften und kleinen Beziehungen nannte, die ihr Gedächtniß von jener ersten Reise mit Pater Isidor wohl behalten hatte, als sey die Gegend nie so schön, die Lage der Berge, Wälder und Dörfer nie so malerisch gewesen. Sandor aber behielt nicht viel von dem, was ihm sein Mädchen vorerzählte; denn er sah dabey in ihr Auge, auf die Bewegung des lieblichen Mundes, auf ihr Lächeln, und vergaß, was gesagt wurde, über dem Reize derjenigen, die es sagte.

Auch die Stadt sah ganz anders aus, als sie sie vor vier Monathen verlassen hatten. Mit großer Thätigkeit waren auf des Kaisers Befehl die Spuren der Zerstörung, welche die feindlichen Verwüstungen und die eigne Vertheidigung nothwendig gemacht hatten, von den Wällen, von den Straßen u. s. w. getilgt worden. Alles trug wieder ein frisches Ansehn, und jenen Character von Wohlhabenheit und frohem Lebensgenuß, der diese Stadt für jeden Ankommenden freundlich auszeichnet. Pater Isidor hatte seinen Damen eine anständige Wohnung in einem Privathause besorgt, Ferronay und Szalatinsky quartierten sich in einem der ersten Gasthöfe ein; Katharine aber eilte sogleich zur

Oberstinn von Preysing, die sie in ihrer vorigen Wohnung und ihren gewohnten Umgebungen mit Freuden wieder fand, und die Matrone und ihre Tochter ebenfalls durch die Nachricht von der günstigen Wendung ihres Schicksals hoch erfreute. Hier erfuhr sie dann auch, daß der Kaiser den Grafen Starhemberg zum Feldmarschall ernannt [33]), und ihm einen kostbaren Ring und 100,000 Reichsthaler verehrt, die Stadt Wien aber sein Haus in der Vorstadt Wieden auf ewige Zeit von allen Abgaben befreyt habe. Der König von Spanien hatte ihm das goldne Vließ, und der Papst dem Erhalter der Vormauer der Christenheit seinen Dank und ein köstliches Geschenk gesendet, auch den Bischof Collonits zum Cardinal ernannt. Katharine brachte alle diese Neuigkeiten zu ihrer Mutter nach Hause, und äußerte ihren Zweifel, ob der Bischof, der nun einer der ersten geistlichen Fürsten geworden, sich auch noch seines Versprechens erinnern, und ihre Trauung würde verrichten wollen, wie sie es bisher mit stiller Freude gehofft? Pater Isidor benahm ihr diese Besorgniß, indem er ihr sagte, daß er den Cardinal vor ein Paar Tagen zufällig bey Hofe getroffen, und dieser ihm nicht allein ver-

sprochen habe, die treue Pflegerinn seiner Kranken mit dem Manne ihrer Wahl zu vermählen, sondern auch früher die Einkleidung ihrer Schwester selbst zu verrichten. So war nun Alles nach Wunsch geendet, und in Katharinens Brust nur noch ein Wunsch, zu erfahren, was aus dem treuen Kolschützky geworden? Sandor nahm es sogleich über sich, ihn aufzusuchen; denn auch er dankte ja dem wackern Mann Vieles. Es ward ihm nicht schwer ihn zu finden, aber er traf ihn nicht mehr in seinem ehemahligen Hause in der Leopoldstadt, wohin ihn Katharine gewiesen, sondern in der Stadt, unfern von St. Stephan, wo er ein Kaffehhaus, das Erste, was je in Wien existirte, auf Erlaubniß des Magistrats errichtet, und wodurch bald der Gebrauch der Bohnen von Mocca, die man früher kaum gekannt, durch die ungeheuern Vorräthe, welche sich davon im Türkischen Lager gefunden, zum allgemeinen Bedürfniß wurde. So ist es denn dieser wackere Grieche, dessen unerschrockener Muth ihn zum tapfern Vertheidiger und endlich zum Kundschafter für die bedrängte Stadt machte, dem alle jene, welchen dieser Trank jetzt noch Genuß gewährt, seine erste Bekanntmachung danken. Auch wurde auf Befehl des

Magistrats jedem folgenden Kaffehwirth zur Pflicht gemacht, Kolschützky's Porträt in zierlichem Rahmen in seinem Gewölbe zu bewahren, und zu ehren.

Bruder Herz — denn so wurde der brave Grieche von Jedermann genannt, weil er auch in seinem neuen Beruf jeden Gast so zu bewillkommen pflegte — empfing den alten Bekannten voll ehrerbiethiger Freude, hörte mit der lebhaftesten Theilnahme die neuesten Schicksale eines Hauses, das ihm durch seine nahe Verschwägerung mit dem seines geliebten ehemahligen Herrn theuer geworden war, und nahm dankbar die Einladung zur Hochzeit an, die Sandor in seinem und seiner Braut Nahmen ihm brachte.

Ludmilla ward durch Pater Isidor der Kaiserinn vorgestellt. Sie war von diesem Tage an viel um diese Fürstinn, welche schon am Wolfgangsee lebhaften Antheil an dem Schicksal der Unglücklichen genommen, und der Entschluß, die Welt, in der sie wohl noch hätte glänzen können, mit dem Kloster zu vertauschen, gewann ihr der Monarchinn erhöhte Gunst. Ganz Wien sprach von der Witwe des Grafen Zriny, von ihrer Schönheit, von ihrem Schick-

sal, von ihrem Vorsatz, von der Gnade der Kaiserinn, die ihr so vorzüglich zu Theil ward, daß Eleonore mit fürstlicher Freygebigkeit ihre Ausstattung fürs Kloster besorgte. Alles, was hoffen konnte, bey der Ceremonie Zulaß zu erhalten, hatte wochenlang vorher sich um diese Vergünstigung beworben. Ludmilla genoß noch einmahl, ehe sie der Welt entsagte, den Triumph, sich mit Aufmerksamkeit und Theilnahme betrachtet, gesucht und vorgezogen zu sehn. Wenige Tage vor ihrer Einkleidung, wozu der Cardinal Collonits eigends aus Neustadt herüber kam, fuhr sie, wie es damahls Sitte war, durch drey Tage, jedesmahl anders, und jedesmahl aufs kostbarste in reiche Stoffe gekleidet, die nach ihrem Eintritte ins Kloster diesem anheim fielen, und die guten Clarisserinnen für lange Zeit mit prächtigen Kirchenornaten versahen, im offnen Wagen, den die Kaiserinn ihr aus den eignen Remisen zu geben befahl, durch die Stadt, und eben so lange war in kleinern und größern Kreisen Gräfinn Zriny der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs.

Der feyerliche Tag kam nun; die Kaiserinn, der ganze weibliche Hof, und was von den adelichen und angesehenen Frauen in der Kirche zu

den heiligen Engeln Platz fand, war zugegen. Ludmilla betrug sich mit Anstand und Festigkeit, obwohl Katharinen und andern, die sie näher kannten, die tiefe Erschütterung nicht entging, in der ihr ganzes Wesen sich befand. Am Ende der Ceremonie war sie einer Ohnmacht nahe, und die ersten Tage ihres neuen Berufs fühlte sie sich so krank, daß die Oberinn sie von jeder schweren Pflicht für diese Zeit lossprechen mußte. Doch erhohlte sie sich bald wieder, und gab dem ganzen Kloster durch Gehorsam, Strenge gegen sich selbst und Ergebung in jede Pflicht ein leuchtendes Beyspiel.

Acht Tage darnach wurde Sandors Vermählung mit Katharinen still und geräuschlos, wie sie es gewünscht hatten, durch denselben würdigen Priester, der ihre Schwester zu ihrem schweren Beruf eingesegnet hatte, vor Gottes Altar geheiligt. Gerne hätten sie diesen wichtigen und schönen Tag in der Einsamkeit ihres Bergschlosses, nur von der Familie und ihren Unterthanen umgeben, gefeyert; aber Frau von Volkersdorf konnte sich nicht so geschwind von der geliebten Tochter trennen, und länger zu weilen, vertrug Sandors Ungeduld nicht. Kolschützky, die Oberstinn, Graf und Gräfinn Dü-

newald nebst Pater Isidor, dem die ganze Familie Achtung und Ehre bewies, waren die einzigen fremden Zeugen dieser stillen Feyer. Nach ihrem Beschluß und noch einigen kleinen Festen, die die erwählten Freunde ihnen zu Ehren anstellten, kehrten sie auf Clamm zurück, und Katharine theilte nun fortan ihr Leben zwischen ihrem Gemahl und ihrer Mutter, indem sie abwechselnd diese auf Clamm besuchte, oder von ihr in der Zips besucht wurde, bis endlich, da Ludmilla, nachdem sie Profeß gemacht, und ihrem strengen Orden zu Folge, die Mutter nicht mehr sehen durfte, die gute Matrone sich ganz wieder nach ihrem Vaterland wandte, und theils bey ihrem Bruder Ferronay, theils bey ihren Kindern und Enkeln, hochgeehrt und geliebt, und von allen gern gesehen, ihr Leben beschloß.

Bayerische Staatsbibliothek München

# Anmerkungen.

1. Dieses Echo ist wirklich auf dem Falkenstein am Wolfgangsee befindlich, und seine Wirkung in der einsamen Gegend voll Felsenkuppen, die den Schall vervielfältigen, auffallend.

2. Man zeigte vor mehreren Jahren im Pfarrhofe zu St. Wolfgang das Gemach, welches zu Kaiser Leopolds Aufnahme bestimmt, und auf die beschriebne Art verziert war. Doch kam der Monarch nicht wirklich dahin, sondern kehrte von Linz nach Wien zurück. Ich habe mir um der Schönheit der Umgebungen des Sees willen, diese Abweichung erlaubt.

3. Diese Legende wird in St. Wolfgang erzählt, der Stein und die Kapelle gezeigt.

4. Ps. 106. V. 35. 36.

5. Geschichtlich. Es war in der Gegend des Schottenhofes.

6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. Geschichtlich.

14. Kolschützky's ganze Expedition, die Episode mit dem Offizier abgerechnet, ist aus einem kleinen Hefte, welches damahls im Druck erschien, und wovor sein Porträt in Kupfer gestochen zu sehen ist, und aus dem Tagebuch der Belagerung genommen.

15. 16. Geschichtlich.

17. Alles, was auf den Marsch den Truppen,

die Schlacht und den Entsatz Bezug hat, ist ganz nach der Geschichte.

18. 19. 20. 21. Geschichtlich.

22. 23. 24. Von nun folgt bis zur Eroberung der Stadt die Erzählung, wenige kleine Ausschmückungen abgerechnet, dem Gang der wirklichen Begebenheiten.

25. 26. 27. 28. Geschichtlich, so wie die Umstände beym Tedeum.

29. Diese Kapelle stand einst unterhalb des Presbyteriums fast mitten in der Kirche.

30. 31. Geschichtlich.

32. Graf Zriny starb mehrere Jahre später auf der Festung, die sein Gefängniß gewesen war, im Zustand der Geistesverwirrung. Für die Geschichte dieser Blätter ist sein Todesjahr gleichgültig.

33. Alles, was über Graf Starhemberg, Collonits und Kolschützky vorkommt, ist wahr.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Die Belagerung Wiens

Bd.: 3

Wien (1824)

P.o.germ. 1811 w-34
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124708-2